

Münchner Feuilleton

▣ KULTUR · KRITIK · KONTROVERSE ▣

MÄRZ · NR. 94 · 29. 2. 2020 – 3. 4. 2020 · Schutzgebühr: 3,50 Euro · www.muenchner-feuilleton.de



Make Munich weird!
Kulturreferat
Lifestyle-Plus
Hochkultur
Kreativquartier
Zwischennutzungen
Gast eig-Sanierung
Verwaltungswege
Anarchie
Kunstförderung
Kreativwirtschaft

Am 15. März finden die Münchner Oberbürgermeister- und Stadtratswahlen statt. Bei den Themen Mobilität, Wohnen und Umweltschutz liefern sich die OB-KandidatInnen einen umkämpften Wettbewerb. Wie wichtig aber ist ihnen das Thema Kultur? Welche Ideen bringen sie da für die nächsten sechs Jahre mit? Wir haben die Wahlprogramme gecheckt.

Grafik: Anja Westphal

Quo vadis Kulturpolitik? Christiane Pfau und Thomas Betz haben sich schlau gemacht, was die Münchner OB-KandidatInnen und Parteien an Ideen zum Thema Kultur zu bieten haben. (S. 2-3) || **Lässt sich die Welt gesunddesignen?** Frank Kaltenbach stellt die Bestrebungen der **Munich Creative Business Week** vor, die Welt nachhaltiger zu gestalten (S. 4) || **Schöner rumstehen:** Rüdiger von Naso hat sich **Stephan Balkenhols** Menschen und Mäuse in der Galerie Rüdiger Schöttle angesehen (S. 6) || **Wie alles anfing:** Thomas Betz sprach mit Walter Heun darüber, wie die **Tanzplattform Deutschland** zustande kam, die heuer in München Überraschendes zeigt (S. 11) || **Theater ohne vierte Wand:** Sabine Leucht unterhielt sich mit Mascha Erbeding über **Kuckuck**, das Theaterfestival für die Allerkleinsten (S. 12) || **Chronist der Bundesrepublik:** Petra Hallmayer gratuliert dem vielseitigen Schriftsteller **Uwe Timm** zum 80. Geburtstag. (S. 17) || **Hurra, hurra, der Pumuckl ist wieder da:** Thomas Lassonczyk hat sich die restaurierte Serie mit dem kleinen Kobold angeschaut. (S. 22) || **Gedacht, gemacht, gehört:** Dirk Wagner besuchte das Projekt **Musik zum Anfassen**, bei dem Kinder zu Klangforschern werden (S. 31) || **und wie immer:** jede Menge Kritiken, Interviews und Hintergrundberichte aus Film, Musik, Literatur, Kunst, Tanz und Bühne || **Impressum** (S. 2)



Schon abonniert? www.muenchner-feuilleton.de

- Mehr Raum für die freie Kunstszene
- Beirat für Kunst und Kultur
- Pop-, Sub- und Jugendkultur fördern
- Faire Honorare

Die Grünen

- Freiheit, Vielfalt und Autonomie der Kunst gewährleisten
- Kultur, Kunst und Kreativität brauchen Raum
- Kulturelle Bodennutzung: In Stadtplanungsgebieten berücksichtigen wir Kultureinrichtungen von Anfang an
- Digitale Neuerungen in der Kultur aktiv mitgestalten

SPD

- Stärkung der freien Kunstszene
- Zukunftsfähiges Konzept für das Museumsviertel
- Anwohnerfreundliches Gasteig-Ausweichquartier
- Förderung der Kunst- und Musikerziehung bei Kindern und Jugendlichen

Freie Wähler

- Stärkere Unterstützung von Kulturschaffenden bei der Raumschaffung und Raumvergabe
- Kostenfreien Zugang für finanziell Benachteiligte Menschen
- Schnelle Umsetzung einer Nachtbürgermeister*innenstelle
- Clubsterben beenden – Livespielstätten fördern

Die Linke



- Schaffung von Raum für Kulturschaffende und Gemeinschaftswerkstätten erhöhen
- Mittel für Freie Szene signifikant erhöhen
- Interfraktionelle Stadtplanungskommission für Experten schaffen
- Kulturelle Trägerorganisation für Zwischennutzung unterstützen

ÖDP

- Förderung von Räumlichkeiten
- Kunstfreiheit im öffentlichen Raum (Keine Gängelung etwa von Straßenmusikern)
- Freier Eintritt für Kinder und Jugendliche in städtischen Theatern
- Transparenz der Zuschüsse auf Eintrittskarten abdrucken

DiB*Piraten

CHRISTIANE PFAU

Bei der Podiumsdiskussion der Kandidaten von SPD, DIE GRÜNEN und der CSU am 3. Februar im Utopia, zu dem der Verband der Münchner Kulturveranstalter (VDMK) und der Berufsverband Bildender Künstlerinnen und Künstler München und Oberbayern (BBK) eingeladen hatte, betonte die Münchner Künstlerin und BBK-Mitglied, Gabi Blum: Ohne die Künstler gäbe es kein Kulturreferat, und ohne Künstler hätte auch die Kulturpolitik keine Daseinsberechtigung. Das leuchtet wohl jedem ein. Der Architekt und Künstler Christos Chantzaras führte in einem Impulsvortrag aus, dass Unordnung und Chaos den Reiz des Neuen lebendig erhalten könne. Denn: »Wenn nichts Neues reinkommt, was soll Neues herauskommen?« Er plädiert dafür, auf kurzem Wege Tatsachen zu schaffen: »Das betrifft die Inanspruchnahme von Räumen ebenso wie ein Klima, in dem nicht alles totkontrolliert wird.« Sein Aufruf lautete: »Make Munich weird!«

Moderatorin Susanne Hermanski (SZ) begann mit einer kulturpolitischen Gretchenfrage: »Wenn Sie Künstler wären – in welchem Bereich, und könnten Sie davon leben?« Die CSU-Kandidatin Kristina Frank erzählte schmallippig von ihren Erfahrungen als Laienschauspielerin: nein, davon würde sie nicht leben können. Die Grünen-Kandidatin Katrin Habenschaden, etwa, wenn es um die verschleppten Entwicklungen auf dem Kreativquartier geht. Katrin Habenschaden gibt sich (selbst-)kritisch: Die letzten Jahre seien, was die Einplanung von Kultur-Arealen in Neubaugebieten angeht, verlorene Jahre gewesen. Zwischennutzungen seien bei den Künstlern zunehmend unbeliebt, weil sie keine Perspektive böten.

Am 15. März werden in München Bürgermeister und Stadträte gewählt. Über Wohnraum, Mobilität und Umweltschutz wurde an anderen Stellen ausführlich berichtet. Aber was haben die Parteien und ihre Kandidaten mit Kunst und Kultur vor?

schaden gab unumwunden zu, dass sie keinerlei künstlerisches Talent hat, das sie zu Geld machen könnte. Nur Dieter Reiter, amtierender SPD-Oberbürgermeister, würde es probieren: »als auf der Gitarre klampfender Straßenmusiker in der Neuhäuser Straße.«

Kontrollieren, planen, wegschauen

Nach zwei Stunden hat man einiges an wolkigem Geschwurbel, aber auch ein paar bemerkenswerte Aussagen gehört. Kristina Frank findet, dass Kunst auch zur Erholung da sein soll, also quasi als ein Lifestyle-Plus. Unverzichtbares Lebensmittel scheint Kunst für sie jedenfalls nicht zu sein. Interessant ist ihr Satz: »Künstler sind kritisch, weil sie in einer kritischen Situation sind.« Katrin Habenschaden setzt auf systemische Verzahnung: ohne die freie Szene habe die Hochkultur keinen Nährboden mehr. Deshalb gelte es, die freie Szene zu fördern, wo immer es nötig ist. Und Dieter Reiter wiederholt das SPD-Mantra »Kunst und Kultur halten die Gesellschaft zusammen«, und macht überraschend ein neues Fenster auf: »Ein bisschen Anarchie schadet nie.« Man horcht auf: Er plädiert deutlich für »mehr wegschauen, mehr zulassen, mehr Freiheit«, auch wenn man stutzt, weil er zwischendurch den Eindruck macht, als sei er im Hinblick auf aktuelle Debatten nicht ganz auf dem Lau-

fenden, etwa, wenn es um die verschleppten Entwicklungen auf dem Kreativquartier geht. Katrin Habenschaden gibt sich (selbst-)kritisch: Die letzten Jahre seien, was die Einplanung von Kultur-Arealen in Neubaugebieten angeht, verlorene Jahre gewesen. Zwischennutzungen seien bei den Künstlern zunehmend unbeliebt, weil sie keine Perspektive böten.

Wie also kann die Politik auf das Kulturleben fördernd Einfluss nehmen? Habenschaden will bei Neubauten die Erdgeschosse nur noch für Kultur nutzen, fordert mehr Unordnung und weniger Regularien. Kristina Frank möchte »ein bisschen« mehr Unkonventionalität und erklärt im Hinblick auf die gegenseitige Finanzierung städtischer Unternehmen: »Mit uns wird nicht mehr von der linken in die rechte Tasche gewirtschaftet!« Habenschaden: »Die Systematik der Wirtschaft ist nicht auf die Kunst übertragbar.« Dieter Reiter gibt zu: »Ich warte auf die zündende Idee, wie man schneller Räume finden kann!« Habenschaden hakt ein: »Ist das Tempo der Stadt noch zeitgemäß?« Reiter: »Ja, es dauert, und es dauert alles lang. Oft sind aber auch die Nachbarn die Bremser!« Habenschaden fordert, dass das Gasteig-Interimsquartier in Sendling auch nach der Gasteig-Sanierung als Kreativquartier erhalten bleibt. Sie will künftig die Planungsvorgaben bei Bauvorhaben ändern und Künstler von Anfang an in Kommissionen einbeziehen, da ist sie sich mit Reiter einig. Reiter sagt: »Wir müssen die Grundlagen schaffen, damit die Künstler in dieser Stadt weiterhin arbeiten und leben können.« Habenschaden sieht es als »Aufgabe der Stadt, die Kunst am Leben zu erhalten.« Kristina

IMPRESSUM

Herausgeber
Münchner Feuilleton UG (haftungsbeschränkt)
Breisacher Straße 4 | 81667 München | Tel.: 089 48920970
info@muenchner-feuilleton.de | www.muenchner-feuilleton.de

Im Gedenken an Helmut Lesch und Klaus v. Welsner.

Projektleitung | V.i.S.d.P. Christiane Pfau
Geschäftsführung Ulrich Rogun, Christiane Pfau | **Vertrieb** Ulrich Rogun
Anzeigen Christiane Pfau

Druckabwicklung Ulenspiegel Druck GmbH & Co. KG | www.ulenspiegeldruck.de

Gestaltung | **Layout** Sylvie Bohnet, Susanne Gumplich, Cathrin Huber, Jürgen Katzenberger, Anja Wesner

Redaktion Thomas Betz, Ralf Dombrowski, Gisela Fichtl, Chris Schinke, Christiane Wechselberger

Online-Redaktion und Medien Matthias Pfeiffer

Autoren dieser Ausgabe

Clea Albrecht (ca), Thomas Betz (tb), Quirin Brunneier (qb), Ralf Dombrowski (rd), Gisela Fichtl (gf), Cornelia Fiedler (cf), Sofia Glasl (sog), Petra Hallmayer (ph), Simon Hauck (sha), Klaus Kalchschmid (kk), Frank Kaltenbach (fk), Christine Knödler (ck), Thomas Lassonczyk (tl), Beatrix Leser (bl), Sabine Leucht (sl), Gabriella Lorenz (lo), Claudia Mende (cm), Julie Metzdorf (jum), Ulrich Möller-Arnberg (uma), Jürgen Moises (jmo), Rüdiger von Naso (rn), Christiane Pfau (cp), Matthias Pfeiffer (mp), Chris Schinke (cs), Klaus von Seckendorff (kvs), Dirk Wagner (dw), Christiane Wechselberger (cw), Florian Welle (fwe), Carolin Werthmann (caw)

Mit Autorennamen gekennzeichnete Artikel geben die Meinung des Autors wieder und müssen nicht unbedingt die Meinung der Redaktion und der Herausgeber widerspiegeln.

Auflage 25 000

Das Münchner Feuilleton im Abonnement
jährlich 11 Ausgaben, Doppelnummer August/September
Abo-Preis: 35 Euro, Abo-Bestellung: Tel. 089 48920971
info@muenchner-feuilleton.de oder direkt über www.muenchner-feuilleton.de

Individuelle Unterstützung

Sie können das Münchner Feuilleton auch durch Überweisung eines individuellen Betrags auf unser Konto (Stichwort »individuelle Zahlung«) unterstützen. Herzlichen Dank!

Bankverbindung Münchner Feuilleton UG
IBAN: DE59 4306 0967 8237 5358 00 | GLS Bank: GENODEM1GLS

Gendgerechte Sprache Wir arbeiten konsequent flexibel und richten uns in unseren Texten selbstverständlich an alle Geschlechter, auch wenn entsprechende Markierungen nicht überall auftauchen.

- Mehr Freiräume für Clubs und Subkultur
 - Kultur- statt Vergnügungsstätten (Clubs und Institutionen als Kulturstätten anerkennen)
 - Lärmgeschützte Unterbringung von Clubs, Konzerthallen und Übungsräumen in der 2. S-Bahn-Stammstrecke
 - Subkultur fördern
- Die Partei

- Ein queeres Museum für München
 - Ein Stadtmuseum für alle Münchner*innen: Vielfalt und Geschichte urbanen Lebensspiegeln. Dazu gehört selbstverständlich auch die Migrant*innen und LGBTI*-Community
 - Mehr queere Kultur
 - Mehr Räume für Kunst und Kultur
- Rosa Liste

- Urbanes Leben statt Einöde, bei Stadtplanung Flächen für Kulturschaffende einplanen
 - Subkultur braucht Raum zur Entfaltung
 - Neue Kultur-Angebote wagen: z. B. Tatzelturm
 - Künstler*innen bei der Raumsuche unterstützen
 - Einmal pro Woche freier Eintritt zu den städtischen Theatern und Museen
- FDP

- Vereinfachte Veranstaltungsgenehmigungen
 - Verlängerung von Sperrzeiten und Ausnahmegenehmigungen
 - Wiedereinführung der alten Hymne (Lied der Bayern)
 - Gegen Kulturzentrismus (Ende der Einmischung des Bundes)
- BP – Bayernpaetei

- Grundlegende Neupositionierung: München soll globale Kulturmetropole werden
 - Klare Standortpolitik für Kultur- und Kreativwirtschaft
 - Innovatives Raumprogramm für Münchens Kultur und Kulturschaffende
 - Förderung der Subkultur
 - Mehr Glamour für die Filmstadt München, Filmfest aufwerten
- CSU

Bessere Zukunft

Wovon sprechen, was versprechen die Wahlplakate der Parteien und Kandidat*innen? Ein Streifzug.

THOMAS BETZ

»Die Zukunft für München kommt jetzt auch per Post!« Ja, aber nicht am Montag, denkt man unwillkürlich, oder verspätet, wie die Bahn. Aber doch nicht per Flugpost, verstopft man sich noch bei Betrachtung des Papierflieger-Symbols auf dem blauen Plakat der FDP, bis das Zehnerl gefallen ist: Jede und jeder kann selbst seinen Wunschzettel postalisch an die Wahlbehörde expedieren. »Jetzt per Brief wählen«, damit der Zukunfts-Partei FDP eben keine Stimme verloren geht. Deren Kandidaten jedenfalls haben »Bock auf Zukunft«.

Wahlplakate sollen uns ansprechen, die Kandidat*innen bekannt machen, und auch was die Parteien uns am besten versprechen, haben sich die diversen Agenturen ausgedacht. Vor Ort, im Kommunalparlament, wird entschieden, wie in der Gegenwart das Zusammenleben so gestaltet wird, dass eine bessere Zukunft dabei herauskommt. »Zukunft. Made in Europe.«, so lautet interessanterweise der Slogan der ideell international ausgerichteten Initiative Vote Volt. Wobei eine junge Kandidatin »Best Practices aus ganz Europa nach München bringen« will. Andere Volt-Plakate konkretisieren das mit Hinweisen auf umweltbewusstes Bauen in Barcelona oder zügiges Zugfahren in Zürich. »Mit uns auch hier!« Ein anderer Volt-Kandidat meint, »München soll auch Vorbild für andere europäische Metropolen werden!«. Plakate mit solch ureigenen Münchner Visionen hat man dann vielleicht glatt übersehen im Werbungs-Parkour auf den Gehsteigen.

Zur Kunst der Selbstdarstellung gehört auch die hohe und heikle Kunst der Abgrenzung von den anderen im Wettbewerb. »Menschlich. Konsequenz. Logisch.«, so sieht sich die Partei Mut: »nur mut« also, lächelt Claudia Stamm, ebenfalls mitten im Blau, und macht so »Lust auf mehr Demokratie«. »Freibier statt Sozialismus«, ruft Bezirksausschusskandidat Max Josef Schröck von der CSU dazwischen, aber das gilt leider nur für einen einmaligen Faschingsgaudi-Termin. Ihre Zielgruppe ebenfalls fest im Blick hat die Rosa Liste – »Engagiert für ein rosa-buntes München – für alle«. Für alle ist gut! Besser noch, dass man mit Listenspitzenkandidat Thomas Niederbühl auf 30 Jahre Einsatz zurückblicken und die Zielgruppe quasi eins zu eins ansprechen kann: »Deine Stimme für die Rosa Liste ist deine Stimme im Rathaus.« »München solidarisch – eine Stadt für alle!«, das wiederum ist das Motto eines Podiums der Linken, mit Vertreter*innen für LGBTIQ*- und Frauenrechte, Inklusion, Obdachlose, Migrant*innen und Geflüchtete, moderiert von deren OB-Kandidat Thomas Lechner. Der einen Vorzug hat, zu dem wir später noch kommen. Am heftigsten auf die Abgrenzungspauke haut die Zukunftskampagne der CSU: »Zeit für Ideen statt Verbote« und »Schluss mit Nein Nein und nochmal Nein«, wobei man anmerken könnte, dass die CSU im Bund und in Bayern mitregiert, auch in der Landeshauptstadt, wo als eigenständige Entscheidung der CSU immerhin die Verabschiedung von Kammer-spiele-Intendant Matthias Lilienthal verbucht werden kann.

Diese oder jene Entscheidung zu treffen und zu rechtfertigen ist vermutlich schwieriger zu vermitteln als attraktive Versprechungen zu machen. In diesem politischen und werbepsychologischen Spagat liegt bei dieser Münchner Kommunalwahl das Gewicht eindeutig auf der Zukunft, man könnte fast von einem Verlust der Gegenwart sprechen. Nur Oberbürgermeister Dieter Reiter und seine SPD ziehen ein Fazit und haben pauschal alles richtig gemacht: »Gesagt. Getan. Gerecht.« Oder man blendet aktuelle Anforderung und Utopie ineinander: »Wähl, was jetzt zählt«, so lautet die Aufforderung auf dem Wahlplakat der grünen Ob-Kandidatin Katrin Habenschaden. Und was ist das? Zur Wahl steht auf ihrem Plakat – und derart verbessern ließe sich: »Münchens Klima«. Sofern sich das als Metapher aufs soziale Miteinander bezieht, werden viele erst einmal zustimmen, wie sich die Münchner Atmosphäre (und dann wohl auch das Weltklima) rasch reinigen ließe, unterliegt

Frank will einerseits entbürokratisieren, gleichzeitig mehr Kontrolle und vor allem die städtischen Kunstpreise höher dotieren. Reiter erstaunt mit der offen ausgesprochenen Feststellung, wie frustrierend die Verwaltungswege oft sind: »Sie können noch so tolle Ideen haben, aber wenn dann irgendeiner sich sinnlos querstellt, fahren Sie gegen die Wand.« Wenn das sogar der Rathaus-Chef offen sagt, muss es wirklich brennen. Offensichtlich muss man über das ganze Verwaltungssystem nachdenken.

Wer sollte nach dieser Veranstaltung nun Oberbürgermeister werden? – Ein Fazit

Kristina Frank, die verspannte Schneekönigin: Als Kommunalreferentin und Leiterin der städtischen Eigenbetriebe hat sie sicher Antworten auf die Frage, wem die Stadt gehört. Den städtischen Eigenbetrieben? Auch unter kulturellen Vorzeichen geht es ihr offen um das Einvernehmen mit Investoren. Kreativwirtschaft wird hier deutlich stärker betont als Kunstförderung.

Katrin Habenschaden, die nette Frau von nebenan, vermittelt Idealismus und Potential. Sie tendiert zur Graswurzelpolitik und will die Basis der Kultur stärken. Das klingt zunächst sympathisch. Wovon auch sie in den letzten Jahren offenbar wenig mitbekommen hat, ist das Kompetenzzentrum Kreativwirtschaft, denn genau diese städtische Einheit ist maßgeblich für die Verfügbarkeitsrecherche von Räumlichkeiten zuständig. Auch hier scheint der Verwaltungsapparat nicht zu funktionieren. Sprechen die Abteilungen nicht miteinander?

Ob die beiden Kandidatinnen den nach wie vor patriarchalen Strukturen in den Hinterzimmern der städtischen Politik gewachsen sind, in denen vor allem ältere Herren – Notare, Steuerberater, Rechtsanwälte, Brauereichefs und Immobilienunternehmer – wirken, ist anzuzweifeln. Dieter Reiter hat seinen Mitbewerberinnen gegenüber den Vorteil, dass er seine Pappenheimer kennt. Katrin Habenschaden könnte als Kopilotin mit ihm durch die nächsten sechs Jahre segeln und sich in den schwarzen Löchern der politischen Strategie orientieren, bevor sie vielleicht 2026 Reiter auf Platz 1 nachfolgt. Inzwischen kann Reiter seine Trümpfe ausspielen: Humorbegabt, souverän, erfahren und entspannt könnte er die nächsten sechs Jahre die (Kultur-)Politik machen, nach der er sich anscheinend sehnt: mehr Anarchie wagen, öfter wegschauen, mehr zulassen. Er hat nichts mehr zu verlieren. Diese Freiheit sollte er für die Menschen in München nutzen. ||

naturwissenschaftlich und politisch verwickelten Aushandlungsprozessen – wie freilich beim sozialen Klima auch ...

»Klima« nun ist das Stichwort, das als Krisenbegriff und Herausforderung die Zukunftsdebatten dominiert. In diesem Kontext erstaunlich breit gefächert stellt sich die ÖDP dar. Sie feiert sich einmal (allerdings landesweit) als »Bayerns erfolgreichste Oppositionspartei«, die den Nichtraucherschutz eingeführt, die Steinkohle ins Aus gebracht, Studiengebühren abgeschafft und die Bienenrettung durchgesetzt habe. Sodann präsentiert sie erstaunlich »junge Menschen in den Stadtrat«, »neue Köpfe« für »neue Generationen, und ältere Kandidat*innen wie die Umweltwissenschaftlerin Tina Bonnertz kämpfen »100 % für unsere Kinder. Wir haben es in der Hand«.

So viel Zukunft war nie. Und so viel Klima. Nur die CSU und ihre OB-Kandidatin Kristina Frank wollen zurück in die Zukunft: »Wieder München werden«, so lautet der Slogan in einer herzlich-gemütlichen, nostalgisch anmutenden Schrift. Wohin diese Sehnsucht aber zielt, bleibt unklar. Zurück in die Epoche Hans-Jochen Vogels (und zu dessen bis heute vertretenen Forderungen nach sozialer Verpflichtung des Eigentums)? Oder in die schöne wilde Zeit Freddy Mercurys in München? Also in die wenig schwulenfreundliche Law-and-Order-Ära Kiesl/Gauweiler? Nicht zuletzt gegen die CSU-Politik protestierte 2018 das Bündnis »#ausgehetzt«, dessen Mitbegründer Thomas Lechner als OB- und Stadtratskandidat von der Linken nominiert wurde. Seine Forderungen »klimaneutral bis 2025« und Prinzipien »sozial inklusiv solidarisch vielfältig« sowie sein Slogan »Gemeinsam können wir das!« sind nicht superoriginell, er kann allerdings mit zwei Dingen punkten: er ist parteilos – und »Kulturschaffender«. ||

Anzeige

JAJA ● NEINNEIN
● VIELLEICHT ●

Albert Coers
Maximilian Erbacher
Alicia Framis
Dana Lürken
Bea Meyer
Clara Oppel
Thomas Rentmeister
Wolfgang Stehle
Sophia Süßmilch
Thomas Thiede

● 15. RischArt_Projekt
13.3. — 5.4.2020 ●
● Eine ● Ausstellung
im Gasteig ●
● München



Design-Build-Projekt von Ursula Hartig: Kulturzentrum in Chamanga | © Santiago Ovideo

Sustain by Design – Lässt sich die Welt gesunddesignen?

Jedes Frühjahr sprießen bei der Munich Creative Business Week Ideen und Veranstaltungen in unerschöpflicher Fülle. Ein Schwerpunkt liegt diesmal auf Fragen zur Nachhaltigkeit.

FRANK KALTENBACH

Vom 7. bis 15. März wollen die 120 Programmpartner des größten Designspektakels Deutschlands auf 200 Veranstaltungen, Fachkongressen und Publikums-Ausstellungen wieder den Hunger von über 70 000 Design-Afficionados nach dem Next Big Thing der Gestaltung stillen. Neben dem branchentypischen Zukunftsoptimismus klingt aus dem Programm in diesem Jahr auch eine gute Portion Selbstreflexion durch. Die Akteure scheinen sich ernsthaft Sorgen zu machen – nicht um die Form des neusten SUV-Kühlergrills, sondern um die ganz großen Fragen wie die nach dem Klima und nach der Zukunft der Gesellschaft.

»Sustain by Design« lautet das diesjährige Motto, was man traditionell mit »Erhaltung der Schöpfung« übersetzen könnte. Gemeint ist aber die Gestaltung des Bewusstseinswandels, um die Veränderungen des Klimas und den Zerfall gesellschaftlicher Werte aufzu- und unsere Städte bezahlbar und lebenswert zu erhalten. Um zu zeigen, wie jeder bei sich selbst beginnen kann, wurde die »Greenstyle« ins Leben gerufen, auf der 40 Fairtrade-Brands ihre Öko-Mode an Messeständen und auf dem Laufsteg der dazugehörigen Modenschau präsentieren und diskutieren. Seit dem 6. Februar werden am Flughafen im Terminal 2 dreizehn Start-ups vorgestellt, vom Elektro-Carsharing-Pkw mit integrierten Solarzellen bis zum neuartigen Holzwerkstoff Neolign, der größtenteils aus Abfallprodukten der Holzindustrie hergestellt wird und nach dem Kreislaufprinzip immer wieder zu neuen Möbeln geformt werden kann.

Den spielerischen Spaß am Neuen lässt sich die junge Designerszene dann aber trotz Fridays for Future und Dieselgate doch nicht ganz verderben: Mit neuartigen Hydrofoils soll man buchstäblich über den Wellen schweben statt wie auf Surfbrettern zu reiten. Waschbecken aus Sand kann der Kunde nach eigenem Entwurf gestalten und mit einem

3D-Drucker Schicht für Schicht ganz individuell aufbauen. Ob da der Kleber wasserfest und gleichzeitig umweltfreundlich lösbar ist?

In der Diskussion auf städtebaulicher Ebene liegt der Schwerpunkt nicht mehr wie in den Vorjahren auf der komplett digital kontrollierten Smart City. »Socio City« lautet jetzt das Stichwort und damit einher geht die Forderung nach einer neuen Urbanität. Nicht nur der neue Arbeitsplatz des New Work, die gesamte Stadt von morgen muss künftig stressmildernd wirken, Kreativität fördern und zu sozialen Kontakten stimulieren, Heimat und Identität vermitteln. Analysiert wird die Kritik, die Städte seine zu wenig urban – an zu wenig digitaler Vernetzung wird es kaum liegen. Bereits vor 55 Jahren, als viele Haushalte in Deutschland noch nicht einmal über einen Festnetz-Telefonanschluss verfügten, verfasste Alexander Mitscherlich seine Streitschrift »Die Unwirtlichkeit unserer Städte. Anstiftung zum Unfrieden«. Als Ursachen sah Mitscherlich den privaten Haus- und Grundbesitz, die reflexionslose Anpassung der Bewohner an die schlechten Wohn- und Lebensverhältnisse in der Stadt sowie die Flucht zahlreicher Stadtbürger in die de-urbanisierte Einfamilienhaus-Kultur der Vororte. Themen, die heute in Forderungen nach einer neuen Bodenordnung wiederkehren. Ralph Habich vom Forum für Entwerfen wird bei seinem Symposium »Socio City« die Mittel des Social Design diskutieren, die erforderlich sind, um nicht nur die Vorteile der Urbanität auszubauen, sondern dabei auch den sozialen Frieden zu wahren.

Unter dem doppeldeutig formulierten Titel »Überdacht« hat Nicola Borgmann, Leiterin der Münchner Architekturgalerie, eine Gesprächsrunde mit Architekten zusammengestellt, die mit bayerischen Hochschulen Bauten in armen Regionen der Welt entwickelt und gemeinsam mit den Nutzern errichtet haben. »Design Build« nennt man das im angelsächsischen Hochschulbetrieb, der Untertitel »Social

Design Build« unterstreicht die soziale Komponente. Aber ist den Menschen vor Ort und dem Klima wirklich geholfen, wenn aus dem reichen Deutschland größere Studentengruppen samt Baumaterial mehrfach nach Afrika eingeflogen werden, um einen relativ einfach konstruierten Kindergarten oder ein kleines Schulhaus zu errichten? Woher wissen die Planer an deutschen Hochschulen, welche Materialien vor Ort verfügbar und auch erschwinglich sind und welche Eigenleistungen die Nutzer selbst erbringen können? Wie kann man sich in einer fremden Sprache verständigen und wie sorgt man dafür, dass das Gebäude auch angenommen und unterhalten wird? Sind viele »Design Build«-Projekte nicht eher ein Mehrwert für die Studierenden und deren Lehrer als für die späteren Nutzer, weil sie dort ohne aufwändige Genehmigungsverfahren und bürokratische Hürden in kürzester Zeit Bauerfahrung sammeln können? Damit solche Projekte reiflich überdacht werden, um auch eine soziale Strahlkraft vor Ort zu entwickeln, hat Ursula Hartig gemeinsam mit Kollegen das European Design Build Knowledge Network gegründet, seit 2017 ist sie Professorin für Planen und Bauen im globalen Kontext an der Hochschule München.

Eines der inzwischen weltweit publizierten und ausgezeichneten Projekte ist die Meti School in Rudrapur in Bangladesch. Geplant hat sie die österreichische Architektin Anna Heringer, noch während ihres Studiums. Das Erdgeschoss ist aus Lehm gestampft, während das Obergeschoss aus einer innovativen Bambuskonstruktion besteht, die in Deutschland entwickelt und TÜV-geprüft wurde. Um das Schulhaus zu bauen, mussten die einheimischen Handwerker im Lehmbau erst von den deutschen Lehmbauspezialisten angelernt werden, da diese traditionelle Bauweise längst in Vergessenheit geraten war. Ein weiterer wichtiger Aspekt ist die Verdichtung in Form einer zwei- oder mehrgeschossigen Bauweise,

um Platz zu sparen für die ständig wachsenden Siedlungen. Das Gesamtprojekt geht weit über die Architektur hinaus. Heringers Überzeugung ist es, dass wir in Deutschland durch unser Konsumverhalten die Lebensqualität der Menschen in Entwicklungsländern wesentlich beeinflussen. Noch arbeiten tausende Mütter in den Textilfabriken in den Millionenmetropolen Asiens unter schlechtesten Bedingungen für westliche Designermarken. In den neu gegründeten Schulen, Ausbildungs- und Handwerksbetrieben können sie in ihrem Dorf lernen und arbeiten, nebenbei die Kinder hüten und die angestammten sozialen Kontakte in ihrer Dorfgemeinschaft pflegen. Angesichts der weltweiten Flüchtlingsströme hat die »Design Build«-Initiative neue Aktualität erhalten. Ist es nicht besser, in den Krisengebieten lebenswürdige Bedingungen zu schaffen, als völlig überfüllte Flüchtlingslager an den Rändern Europas? Wer sich einen vertieften Überblick zum Thema Design Build verschaffen möchte, kann dies auch nach der MCBW in der unabhängig entstandenen Ausstellung im Architekturmuseum in der Pinakothek der Moderne tun. Dort heißt es vom 19. März bis zum 14. Juni: »Experience in Action!« ||

MUNICH CREATIVE BUSINESS WEEK

Diverse Veranstaltungsorte | 7.-15. März

Programm und Informationen: www.mcbw.de
Zwei Tipps: **9. März**, 10–22.30 Uhr | Socio City: Urbanität gestalten!, Design Schau! Konferenz **Oskar von Miller Forum** | Oskar-von-Miller-Ring 25 | Eintritt frei || **10. März**, 16–21 Uhr **ÜBERDACHT** social.design.build, Symposium und Ausstellung zu sozialen, nachhaltigen und zukunftsorientierten Architekturprojekten
Veranstalter: Schnitzer& | **Hochschule München**/Fakultät für Architektur, Karlstraße 6
Eintritt frei | Anmeldung: www.schnitzerund.de/2020/ueberdacht

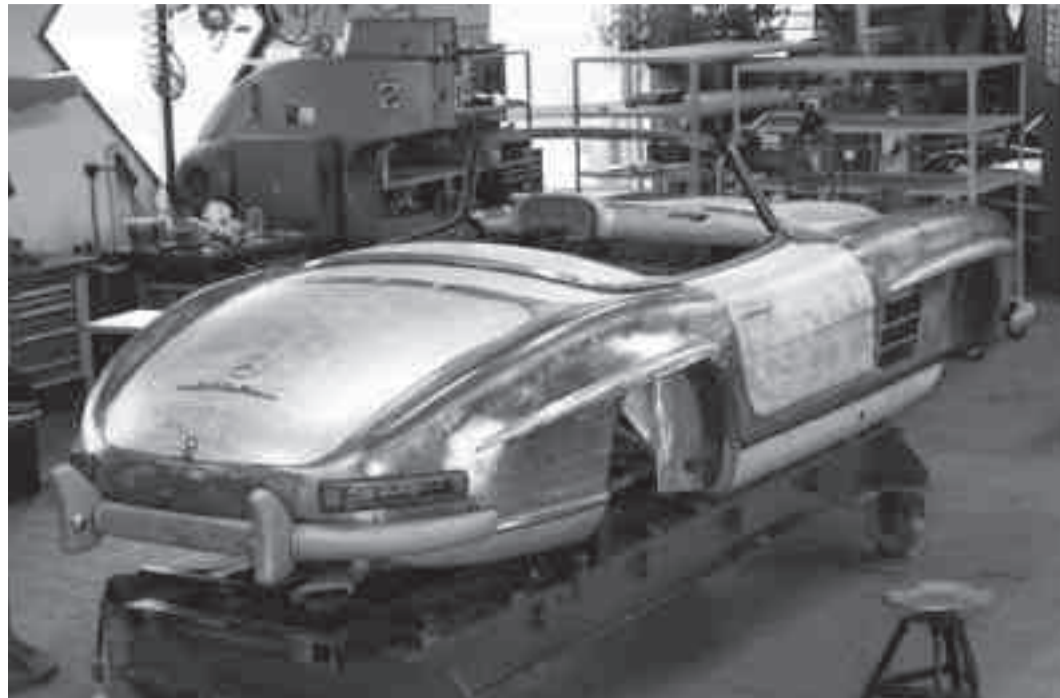
JULIE METZDORF

Was hat eine Handpuppe mit einem Auto gemeinsam? Im besten Fall die gute Gestaltung und innovative Formgebung. Deshalb gehören Schweine, Füchse und Ziegen aus Mohair- und Alpakastoffen genauso zur diesjährigen Sonderschau EXEMPLA auf der Internationalen Handwerksmesse in Riem wie Karosserien aus der Werkstatt von Martin Deggelmann. Der Karosseriebauer arbeitet mit einem maschinellen Kraftumformer, mit dem er Bleche kalt stauchen, strecken, wölben oder glätten kann. Worauf es dabei ankommt, sind Erfahrung und Geschicklichkeit. Auf der EXEMPLA gewährt er einen Einblick in das Verfahren und zeigt einen von ihm restaurierten und rekonstruierten Oldtimer von 1961. Auch Maria Barleben hat für ihre Handpuppen einheimischer Tiere, die ganz ohne comichafte Überzeichnungen auskommen und ihren natürlichen Vorbildern dadurch wirklich noch ähneln, eine ganz eigene Technik entwickelt, durch die die Tiere sehr beweglich sind. 2018 hat sie dafür den Bayerischen Staatspreis bekommen.

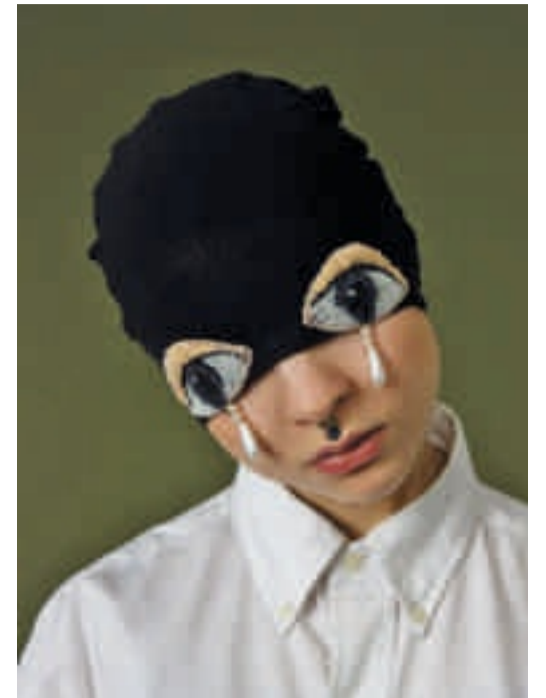
In diesem Jahr feiert die von der Handwerkskammer für München und Oberbayern organisierte Sonderschau ihr 50-jähriges Bestehen. Neben aktuellen Innovationen wird daher auch eine Art Best-of bisheriger Messen gezeigt: Aussteller, die beim Publikum Riesenerfolge feierten, wurden noch einmal auf die Messe geladen. Allerdings nicht mit ihren »alten« Produkten: Die Dinge haben sich weiterentwickelt, in vielerlei Hinsicht. So zum Beispiel beim Glasapparatebauer Sigi Franz aus Burghausen. Er beeindruckte das Publikum schon 2017 nicht nur mit seinen Glasapparaten für Laboratorien, sondern auch mit seinen gläsernen Kunstwerken. Ihm ist es auch gelungen, sein Handwerk in die Zukunft zu überführen: Seine Firma Glaspunkt hat er unlängst an seine jungen Mitarbeiter übergeben.

Als die EXEMPLA 1970 zum ersten Mal stattfand, waren Sport und Autos zentrale Themen. München war damals im Olympia-Fieber, überall wurde euphorisch gebaut. Die Gründer der EXEMPLA wollten die Qualität im Handwerk fördern, wollten beispielhaft hohe handwerkliche Qualität zeigen, wollten sich aber auch mit anderen messen und zeigten das deutsche Handwerk deswegen im internationalen Vergleich. Um das zu ermöglichen, wurden die Sonderschauen geschaffen. Normalerweise gilt auf einer Messe: Wer für seinen Stand zahlt, kann zeigen was er kann. Die Sonderschauen der IHM aber waren von Anfang an juriierte Ausstellungen mit hochkarätig besetzten, internationalen Jurys. Auch der Anspruch an die Präsentation war damals extrem hoch, auf der EXEMPLA konnte man Messebau vom Feinsten sehen. Fotos von damals sehen aus wie der Blick in ein Design-Museum. Natürlich musste dafür viel Geld in die Hand genommen werden. Und groß war sie auch, die erste EXEMPLA: Auf 6000 Quadratmeter wurde hier die Crème de la Crème des gestaltenden Handwerks gezeigt. Anfangs gab es noch eigene EXEMPLA-Preise, gestaltet wurden sie unter anderem von Fritz König und Max Bill – zwei der ganz großen Namen in der Welt der Gestaltung!

Im heutigen Zeitalter des Informationsüberflusses kann man sich kaum noch vorstellen, welche Bedeutung solch eine Schau damals hatte: Es gab kein Internet, das über Innovationen im Handwerk informierte, man reiste auch nicht so viel herum, kam also kaum in Kontakt mit Handwerkern aus anderen Ländern. Die Handwerksmesse hatte damals bis zu einer halben Million Besucher. Die EXEMPLA-Kataloge versammelten oft die einzigen Texte, die es überhaupt zum Thema gab. »Es gibt ja im Handwerk und Kunsthandwerk relativ wenig Literatur, das Handwerk ist immer ein Stiefkind gewesen«, sagt Dr. Angela Böck, die die EXEMPLA seit 2003 organisiert. Und die ausgestellten Dinge hatten damals große Wirkung, die gezeigten Innovationen setzten Impulse für andere Firmen, Museumskuratoren wurden aufmerksam auf neue Talente. »Es gab zum Beispiel Ende der 1980er Jahre ein Schmuck-Ensemble von Hermann Jünger mit austauschbaren Elementen – und wenige



Martelleria – Handwerk und Design: der Karosseriebauer Martin Deggelmann, Forstern bei München | © Stefan Gaisbauer / IHM



Gabriella Mika Goldsmith: »Eyes« | © G. Goldsmith

Die kleine Weltausstellung

50 Jahre EXEMPLA: Die Sonderschau auf der Internationalen Handwerksmesse feiert die Tradition der Innovation. Und die SCHMUCK präsentiert die Avantgarde aus über 60 Ländern.

Jahre später hatte dann jeder Juwelier solch ein Ensemble im Schaufenster, weil es Mode geworden war«, erklärt Angela Böck.

Mit einer Gesamtfläche von 3500 Quadratmetern bilden die aktuell vier Sonderschauen EXEMPLA, SCHMUCK, TALENTE und MEISTER DER MODERNE heute den größten Sonderschaukomplex im gestaltenden Handwerk in ganz Deutschland. Finanziert wird das Ganze von der Messegesellschaft GHM, vom Bundesministerium für Wirtschaft und Energie und vom Freistaat Bayern. Um die Sonderschauen zu ermöglichen, braucht es aber nicht nur Geld, sondern natürlich auch Manpower. Und die kommt vor allem von der Handwerkskammer für München und Oberbayern: Sie ist eine der ganz wenigen Handwerkskammern in Deutschland, die überhaupt eine Kulturabteilung haben. Die Mitarbeiter, größtenteils Kunsthistoriker, sind unter der Leitung von Wolfgang Lösche – wie Trüffelschweine im Dickicht des Handwerks – ständig auf der Suche nach guten neuen Lösungen. Die IHM mag nur fünf Tage dauern, aber auch die restlichen 360 Tage im Jahr stehen unter einer großen Frage: Was gibt es Neues im gestaltenden Handwerk? Was können wir zeigen? Auf der Messe oder auch in einer der jährlich sieben Ausstellungen der Galerie Handwerk in der Innenstadt?

Von einer ganz eigenen internationalen Fangemeinschaft mit Spannung erwartet wird wie immer auch die Sonderschau SCHMUCK – die ältere Schwester der EXEMPLA. Sie gilt als die bedeutendste Ausstellung für zeitgenössischen künstlerischen Schmuck weltweit. 800 Schmuckkünstler haben sich in diesem Jahr beworben und zwar aus über 60 (!) Ländern. Das zeigt einerseits, wie international die Szene ist und andererseits, welche wichtige Rolle München in diesem globalen Netz spielt. Denn parallel zur SCHMUCK auf der Messe in Riem findet die Munich Jewellery Week statt, das Gipfeltreffen der Szene: Künstler, Galeristen und Sammler aus aller Welt reisen an und haben die Wahl unter rund 90 Schmuck-Ausstellungen in der ganzen Stadt. Darunter heuer etwa die große Retrospektive der neuseeländischen Schmuckkünstlerin Lisa Walker in der Villa Stuck, die Ausstellung »Der letzte Schliff« zum Thema Steine im Schmuck in der Galerie Handwerk oder die Schau »Chronos« im Bayerischen Kunstgewerbeverein in der Pacellistraße. Außerdem ist in diesem Jahr die Danner-Rotunde in der Pinakothek der Moderne neugestaltet worden. Wie eine Schatzkammer liegt sie im Herzen des Museums unter der Erde und präsentiert das ganze Jahr über die wichtigsten Stücke der künstlerischen Schmuckgestaltung. Über all diese Ausstellungen wird das Münchner Feuilleton in seiner Aprilausgabe berichten. ||

Anzeige

KOLLEKTIVE MIT SENDUNGS BEWUSSTSEIN

18 FEB BIS 23 AUG 2020

LENBACHHAUS
IHR KUNSTMUSEUM
IN MÜNCHEN

RADIO-AKTIVITÄT

Max Radler, Der Radiobauer, 1930, Staatliche Galerie im Lenbachhaus und Konditorei München, Foto: Lenbachhaus © Max Radler bzw. Rechtsnachfolger

HANDWERK & DESIGN

Internationale Handwerksmesse, Halle B1
Messegelände München | 11.–15. März
Mi–So 9.30–18 Uhr | zu den Sonderschauen gibt es spezielle Kataloge | ein Plan mit den Veranstaltungen zum Thema Schmuck in München liegt auf der IHM und in den beteiligten Galerien aus | www.ihm-handwerk-design.com



Stephan Balkenhol: »Gepard« | 2020 | Zedernholz, bemalt, | H 180, 135 cm, Unikat | © VG Bild-Kunst, Bonn 2020 / Fotos: Wilfried Petzi (3)



»Mäuse-Mann« | 2020 | Wawaholz, bemalt | 170 x 40 x 24 cm, Unikat



»Mäuse-Frau« | 2020 | Wawaholz, bemalt | 166 x 40 x 24 cm, Unikat

Menschen und Mäuse

Dem Bildhauer Stephan Balkenhol geht es nicht um Botschaften, sondern um »die Figur als solche«. Das zeigt die feine Ausstellung in der Galerie Rüdiger Schöttle.

RÜDIGER VON NASO

»Was steht ihr denn eigentlich da so rum?«, ist eine Frage, die nicht nur Jugendlichen allzu bekannt vorkommen sollte: Jeder hat sie schon einmal gehört. Sie ließe sich auch wunderbar den Figuren von Stephan Balkenhol stellen, deren einziger Daseinszweck das Rumstehen zu sein scheint. »Sie haben keine Botschaften zu verkünden und sollen nichts illustrieren«, sagt der Künstler über seine Holzfiguren, die übrigens entweder deutlich größer oder deutlich kleiner sind als reale Personen. »Die Figuren stehen einfach da, sie erzählen nichts. Ihre Erscheinung ist indifferent und offen. Es bleibt dem Betrachter überlassen, seine eigene Geschichte zu erfinden.« Oder sich mit den Skulpturen zu identifizieren.

Den Satz »So fühle ich mich auch manchmal« hört Stephan Balkenhol immer mal wieder. Vielleicht ist diese Chance, sich in den Männern und Frauen wiederzuerkennen, auch ein Grund für die große Beliebtheit des Künstlers. Kritik gab es schon mal in einer Zeit, in der man gerne eine Message von der Kunst erwartet. So schrieb ein Kritiker über Balkenhol's Kunst: »Sie will einfach nur in Ruhe ein bisschen herumstehen und bedankt sich dafür, indem sie auch den Rest der Welt in Ruhe lässt.« Der Künstler selbst formulierte seine Arbeit einmal so: »schöne, stille, bewegte, viel- und nichtssagende Figuren«. Oder ein anderes Mal: »Dabei wollte ich Bildwerke schaffen, die sich, abgesehen von der Figuration, jeder Schublade entzogen: kein expliziter Rückgriff auf die Tradition, keine Botschaft jeglicher Art, keine starke Expressivität.«

Zur Kunst kam Stephan Balkenhol, 63, mit dreizehn, vierzehn Jahren, wie er erzählt. Er schaute seinem älteren Bruder, der Kunst studierte, über die Schulter. Sie lebten damals in Kassel, und als sein Bruder 1972 bei der documenta Kataloge verkaufte, schleuste er Stephan an der Kasse vorbei aufs Ausstel-

lungs-Gelände, wo der ganze Nachmittag verbrachte. Die Kunst war einfach das, was ihn damals im Leben am meisten faszinierte. Das Kunststudium – bei Ulrich Rückriem in Hamburg – war dann die Konsequenz. Die Avantgarde hatte seinerzeit mit der Figur nichts am Hut, es »war verpönt, wenn man mal einen Kopf geknetet hat«, wie sich Stephan Balkenhol erinnert. Heute ist er Professor für Bildhauerei an der Staatlichen Akademie der Bildenden Künste in Karlsruhe. Ihm ist wichtig, dass seine Studenten ihren eigenen Weg finden und gehen. Er weiß, wovon er spricht, hatte selbst seinerzeit Schwierigkeiten, sich von Rückriems Einfluss zu lösen, agierte erst einmal »epigonenhaft«.

Als Künstler ist er seit langem ein Star. Seine Figuren sind in Ausstellungen und Museen weltweit präsent. Seine Bronzeskulpturen schmücken öffentliche Plätze, oft ungewöhnlich platziert wie in Münster oder London, was Passanten schon mehrfach zu Anrufen bei der Polizei veranlasste, weil sie die Skulpturen für reale Personen hielten und in Gefahr wähten. Auch Tierskulpturen gehören längst zu seinem Repertoire, berühmt die Gruppe von 57 Pinguinen aus Wawaholz (im Frankfurter Museum Moderner Kunst), die er im Jahr 1991 in nur zehn Tagen fertigte. Neben Skulpturen schafft Balkenhol Reliefs, Zeichnungen,

Lithographien, Holzschnitte und Siebdrucke. 60 bis 100 Skulpturen pro Jahr, meist aus Holz, verlassen sein Atelier, Kunstwerke aus einem Stück, Sockel inklusive; sechs Meter hoch war die größte bisher, mehr als 2000 waren es insgesamt. Zunächst einmal zeichnet Balkenhol seine Skulpturen auf ein Blatt Papier, durchaus mit Virtuosität. Eichen-, Zedern- und das weiche afrikanische Wawaholz sind seine Favoriten. Typisch für die Arbeitsweise ist dabei, dass die Oberfläche nicht geglättet wird, Späne, Risse, Astansätze, Maserungen

bleiben deutlich sichtbar, das Werk wird bildhauerisch gewissermaßen im Rohzustand belassen und auch die Bemalung erfolgt eher zurückhaltend und übertüncht keineswegs den Arbeitsprozess mit Kettensäge, Klöpfel und Stechbeitel. Porträts sind da eher nicht Balkenhol's Sache, auch wenn er schon einmal Modelle hatte. »Das Porträtieren fällt mir sehr schwer, da ich dabei als Künstler nicht mehr frei bin.« Eine gute Skulptur und Ähnlichkeit, findet er, passt nicht immer zusammen. Ein perfektes Porträt sei nicht notwendigerweise auch Kunst. Ihm geht es mehr um »die Figur als solche«. Und dabei nicht um Selbstverwirklichung, sondern um die »Verwirklichung von etwas, was gemacht werden muss.« Oder, anders ausgedrückt, darum, die Wirkkraft, die man als Künstler habe, zu nutzen, um eine neue Realität zur bestehenden hinzuzufügen – und so vielleicht die Welt eine Skulptur weit zu verändern.

Wer einen Blick auf eine kleine feine Auswahl von Balkenhol's Arbeiten auf Papier und eben Figuren, »die in ihren eigenen Sphären schweben« – so die Galerie Rüdiger Schöttle – werfen will, der sollte sich ebendort die zwanzigste von Rüdiger Schöttle dem Künstler gewidmete Ausstellung ansehen. Da kann man sich dann einen Balkenhol kaufen – Preise zwischen 600 und 157.000 Euro – oder angesichts der Menschen, Mäuse und des Krokodils auch nur zum »passionierten Balkholiker« werden. ||

STEPHAN BALKENHOL
Galerie Rüdiger Schöttle | Amalienstrasse 41
bis 28. März Di–Fr 11–18 Uhr, Sa 12–16 Uhr | Eintritt frei
www.galerie-schoettle.de

Der Berg schreit

Die Galerie Sperling zeigt in der Ausstellung »ADVENTURE ROOM« neue interdisziplinäre Arbeiten von Anna McCarthy, die Alpinismus und Feminismus, Politisches und Privates miteinander verweben.

QUIRIN BRUNNMEIER

Ein schwarzer, weicher Bodenbelag, wie in einer Sporthalle, ist in der gesamten Galerie ausgelegt, Töpfe und Pfannen in unterschiedlichen Formaten sind an einer Wand collagiert und erinnern an eine Route an einer Boulderwand. Auf Monitoren, die an Kletterseilen von der Decke hängen, laufen Videos, die auf Bergtouren entstanden sind. Für ihre aktuelle Ausstellung transformiert Anna McCarthy die Galerie Sperling selbst in einen alpinen »ADVENTURE ROOM«. Unter diesem Titel zeigt die in München lebende britische Künstlerin ein visuelles und akustische Logbuch aus Texten, Zeichnungen, Filmen, Musik und Field Recordings. Die Ausstellung funktioniert wie eine raumgreifende Installation, in der die einzelnen Arbeiten miteinander verwoben sind, gleichsam eine Seilschaft eingehen. Die Künstlerin vermischt dabei Referenzen zu Sport, Literatur, Musik und persönlichen Erfahrungen. Ihr Ausgangsmaterial sind Hinterlassenschaften, die sie beim Bergsteigen in diversen Ländern gefunden hat. Die kombiniert sie spielerisch und durchaus humorvoll mit anderen Elementen zu einem dichten Assoziationsraum. Elfriede Jelinek wird mit einem Text zitiert, der sich mit der brutalen touristischen Ausbeutung der Alpen befasst. Improvisierte Logos von Sportartikelherstellern auf einigen Skulpturen verweisen auf die fast fetischistische Beziehung vieler Sportler zu ihrer Funktionskleidung. Für ihre expressiven Zeichnungen schöpft McCarthy auch aus ihren eigenen Erfahrungen als Bergsteigerin.

Alpine Landschaften werden vielfach als Projektionsfläche genutzt: als Raum für Sehnsüchte und Abenteuerlust. Die Berge werden gleichermaßen romantisiert und vom immer stärker zunehmenden Tourismus bedroht. Bergsport ist vermeintliches Naturerlebnis, Eskapismus und selbstoptimierende Körpererächtigung gleichermaßen. Anna McCarthy streift alle diese Ebenen in ihrer Ausstellung und fügt eine weitere hinzu. Das Bezwingen von Gipfeln war zunächst eine reine Männerdomäne. Doch schon bald begannen auch die ersten Frauen, auf Touren zu gehen. Diesen widmet McCarthy eine Skulptur und illustriert so die Funktion von Alpinismus als feministischen Akt der Selbstermächtigung. Anna McCarthy will die Landschaft und unseren Umgang mit ihr als politisches Terrain verstanden wissen. In ihrer Ausstellung thematisiert sie gekonnt mit den Mitteln der Kunst die Mechanismen von Sehnsüchten und Abenteuerlust, die unseren Umgang mit den Alpen kennzeichnen. ||

ANNA MCCARTHY. ADVENTURE ROOM

Sperling | Regerplatz 9 (am Gebsattelberg) | bis 21. März
Mi-Fr 10-18 Uhr, Sa 12-16 Uhr | www.sperling-munich.com

Perlen des Meeres und Perlen der Wüste

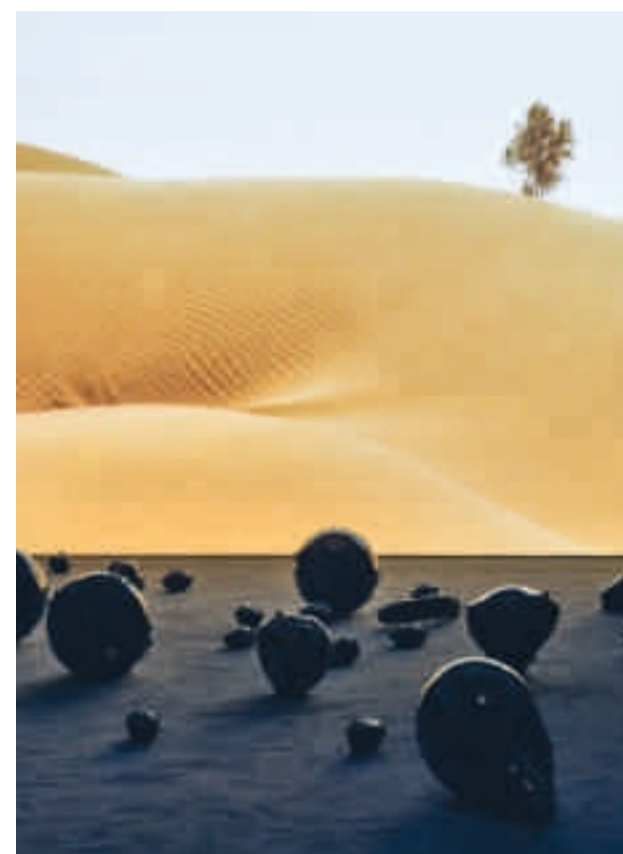
Vom Zelt in den Wolkenkratzer: Das Haus der Kunst zeigt eine Installation der arabischen Künstlerin Monira Al Qadiri.

CLAUDIA MENDE

Sand, Licht und Steine. Monira Al Qadiri bedient keine Wüstenphantasien in ihrer Installation »Holy Quarter«. Vielmehr zeigt sie eindrucksvolle Aufnahmen einer Landschaft fern jeder Zivilisation. Mit »Holy Quarter« präsentiert das Haus der Kunst in der Südgalerie die Arbeit einer der bedeutendsten zeitgenössischen Künstlerinnen aus der Golfregion. Al Qadiri ist 1983 in Dakar, der Hauptstadt des Senegal, geboren. Ihre Eltern stammen aber aus Kuwait, wo sie aufwuchs. Im Alter von 16 Jahren zog es sie nach Tokio, wo sie das Fach Intermediale Kunst studierte und 2010 mit einer Promotion abschloss. Nach einigen Jahren in Beirut lebt die Künstlerin heute in Berlin. Mit einer mehrteiligen Werkgruppe von Glasskulpturen, einer Videoerzählung, Text und Musik ist Monira Al Qadiri eine beeindruckende künstlerische Auseinandersetzung mit globalen Fragestellungen gelungen. Aus einer östlichen Perspektive greift sie die Frage nach einer tragfähigen Zukunftsvision für die Menschheit auf.

Über die große Leinwand flackern Bilder von Sanddünen und Steinformationen in der Wüste Rub al-Khali, dem »Leeren Viertel« zwischen Saudi-Arabien, Oman, Jemen und den Vereinigten Arabischen Emiraten. Ein einzelner Strauch ist in einem Meer von Sand zu sehen. Die Videoerzählung demonstriert, wie klein der Mensch angesichts von Naturgewalten ist. Die Filmaufnahmen, mithilfe einer Drohne im »Leeren Viertel«, der größten Sandwüste der Erde, entstanden, bilden eine Einheit mit den runden schwarzen Glasskulpturen. Ein wichtiger Anknüpfungspunkt für das intermediale Projekt ist die Geschichte des britischen Entdeckungsreisenden St. John Philby, der in den 1930er Jahren im »Leeren Viertel« auf der Suche nach den Ruinen einer antiken Stadt unterwegs war. 1932 entdeckte er als erster Europäer die Wabar-Krater, hielt sie aber für einen erloschenen Vulkan. Tatsächlich gilt Wabar als weltweit besterhaltener Meteoriten-Krater. Qadiri sieht in diesen Überresten des Meteoriten mehr als eine geologische Attraktion. In ihrer Installation wird Wabar zu einem fiktiven Wesen mit mythologischer Qualität, das aus dem All auf die Erde gefallen ist. In den eingespielten Audio-Sequenzen spricht Wabar Texte aus dem Tagebuch von St. John Philby, vermischt mit wissenschaftlichen Anmerkungen und religiöser Poesie.

»Wenn man diese Steine, die von einem Meteoriten stammen, in die Hand nimmt, dann bekommt man unweigerlich ein spirituelles Gefühl für die unendliche Weite des Universums, mit dem wir verbunden sind«, erläutert Monira Al Qadiri. Dieses Gefühl der Ehrfurcht für den Kosmos wollte sie in ihrer Installation transportieren. Die Glasskulpturen erin-



Monira Al Qadiri: »Holy Quarter« | 2020 | Installationsansicht
Haus der Kunst, 2020 | © Maximilian Geuter

nern mit ihrer Perlenform aber auch daran, dass es am Golf eine Zeit vor dem Erdöl gab. Damals war Perlentauchen im Meer noch die Lebensgrundlage der Bewohner. Monira Al Qadiri gehört zu einer jungen Generation arabischer Künstler, die sich mit den Folgen des Erdölzeitalters für ihre Gesellschaften auseinandersetzen. Denn der kulturelle Umbruch nach dem Beginn der Ölförderung war einschneidend. Noch al Qadiris Großvater arbeitete als Sänger auf einem Perlenfischerboot. Innerhalb nur einer Generation wurden sie vom Wüstenzelt in den Wolkenkratzer katapultiert. Al Qadiri vergleicht den Einbruch des Erdölzeitalters mit einer Invasion von Aliens aus dem Weltall. Über einem importierten westlichen Modell von Fortschritt seien die eigenen kulturellen Wurzeln komplett vergessen worden, sagt sie. Bis heute ruhen Wohlstand und Überkonsum in der Region auf dem Öl. Mit ihrer schwarzen Farbe verweisen die Glasskulpturen auf das alles bestimmende Öl. Ideen für eine postfossile Zukunft könne aber nur entwickeln, wer sich an die Zeit vor der Erdölförderung erinnert, ist die Künstlerin überzeugt. »Aber die Erzählungen unserer Gesellschaften zerfallen.« Die Lage im Nahen Osten hält sie für »schmerzhaft« und »tragisch«. Es gebe überhaupt keine Vision für die Zukunft. ||

MONIRA AL QADIRI . HOLY QUARTER

Haus der Kunst | Prinzregentenstr. 1 | bis 21. Juni | Mo-So
10-20 Uhr, Do bis 22 Uhr | »Dark Genesis«, Lecture-Performance
von Monira Al Qadiri: 7. Mai, 19 Uhr | Das Ticket gilt auch für
Kapsel 11: »Zugzwang« der deutsch-vietnamesischen Künstlerin
Sung Tieu | www.hausderkunst.de

ALARM IM STREICHELZOO

8+

TIERISCHE UNTERHALTUNG

NEU IN DER SCHAUBURG AB MÄRZ

SCHAUBURG.NET

GÄRTNER PLATZ THEATER

FLIEG AUTO FLIEG

TSCHITTI TSCHITTI BÄNG BÄNG

Musical von Richard M. Sherman und Robert B. Sherman

AB 18.3.2020

TICKETS | TEL +49 (0)89 2185 1960 | www.gaertnerplatztheater.de

volksoper theater

MADAME BOVARY

NACH GUSTAVE FLAUBERT
REGIE: MIKA BIEL

AB 29. MÄRZ 2020
KARTEN 089 523 46 55

Kulturpartner | www.muenchner-volkstheater.de

Anzeigen

Ambivalenzen aushalten

Das RischArt_Projekt 2020 macht den Gasteig, kurz vor der Renovierung, zu einem Ort, an dem man mit Kunst in einen Dialog treten soll.

QUIRIN BRUNNMEIER

Wie präzise kann man Sprache nutzen? Wie viel Platz bleibt für das Subtile, die Zwischentöne? Welche Rolle nimmt die Kunst ein bei den Versuchen, uns gegenseitig die Welt zu beschreiben? Muss Kunst immer ›lesbar‹ sein, oder erklärbar? Unter dem Titel »JAJA NEIN NEIN VIELLEICHT« widmet sich das 15. RischArt_Projekt dem vielschichtigen Themenkomplex Kunst und Kommunikation. Gesellschaftlicher und kultureller Wandel hat einen Einfluss auf die Entwicklung und Veränderung unserer Kommunikation. Die Sprachen, die wir nutzen, verbale wie nonverbale, beeinflussen wiederum die Wahrnehmung der Realität. Zwischen dem 13. März und dem 5. April 2020 werden im Gasteig Performances, Fotografie, Skulptur, Schrift- und Audio-Installationen präsentiert. Die zehn eingeladenen Künstler*innen nähern sich der Frage

nach Sprache und Kommunikation mit speziell für den Gasteig und diese Ausstellung konzipierten Arbeiten. Für die Kuratorin Katharina Keller, die schon seit 1983 für die unterschiedlichen RischArt Projekte verantwortlich ist, stehen die wechselseitigen Beziehungen von Kunst, Kommunikation und Gesellschaft im Zentrum: »Wie gehen wir miteinander um, wie frei sind wir in der Kommunikation und in der Kunst.«

Konzeptueller Ausgangspunkt für die Ausstellung ist die Arbeit »Ja Ja Ja Ja Ja, Nee Nee Nee Nee« von Joseph Beuys aus dem Jahr 1969. Zentraler Bestandteil dieses Werkes ist ein Tonband: Fast eine Stunde lang sprechen der Künstler, sein damaliger Assistent Johannes Stüttgen und der Musiker Henning Christiansen in rheinischem Tonfall die Worte »Ja, Ja, Ja, Ja, Ja, Nee, Nee, Nee, Nee, Nee«. Mono-

ton und doch rhythmisch entsteht so ein Mantra, das den Zuhörer über die beständige Wiederholung in seinen Bann zieht und hypnotisch wirkt. Die legendäre Arbeit wird als Audioinstallation während der Ausstellung hörbar sein und soll buchstäblich den ambivalenten Ton für die anderen gezeigten Arbeiten setzen.

Dass Kommunikation immer bedeutet, sich einem Gegenüber zu öffnen und sich verletzlich zu machen, spitzt die Münchner Künstlerin Sophia Süßmilch in ihrem Beitrag überdeutlich zu. Zum Dialog zwischen Künstler und Rezipient gehört auch die Kritik, sei sie nun berechtigt oder nicht. Sophia Süßmilchs Strategie diesbezüglich ist proaktiv und zuvorkommend: Sie hat für die Ausstellung kurzerhand 14 harte Verrisse ihrer Arbeit bei Kritiker*innen und Autor*innen in Auftrag gegeben. So setzt sie

ihre Person kommunikativ wie performativ einer aggressiven Form der Kommunikation aus und behält doch die Oberhand: Sie eignet sich die Texte an und wird sie selbst, als Teil einer Performance, vortragen (18. und 29.3., 15 Uhr sowie 21.3., 16 Uhr). »Ich nutze die Kritik von außen, auch um mich der eigenen, lähmenden internen Kritikerin zu stellen. Gleichmaßen versuche ich mich so von den bewertenden Mechanismen des Kunstmarktes zu befreien«, so beschreibt Süßmilch, die sich als Bildhauerin und Performance-Künstlerin definiert, ihren Ansatz.

Die politische Ebene von Kommunikation und Sprache tritt wiederum bei Alicia Framis in den Vordergrund. Die in Amsterdam arbeitende Spanierin hat Stoffbahnen mit dem Text »Ist mein Körper öffentlich?« in zwölf Sprachen besticken lassen und wird diese von der Decke der Haupthalle des Gasteigs herabhängen lassen. Was ist privat, was gebe ich preis und wer bestimmt über diese Entscheidungen? Das sind im Zeitalter von Social Media und den Möglichkeiten digitaler Überwachung höchstaktuelle Fragestellungen. Das diesjährige RischArt-Projekt will eine Freiheit der Betrachtung ermöglichen, in der Ambivalenzen und mehrdeutige Meinungen ihren Platz finden. Die Ausstellung will in einen symbiotischen Dialog mit dem öffentlichen Raum des Gasteigs treten und der Kunst die Möglichkeit geben, Fragen zu stellen und Antworten zu suchen. ||



Alicia Framis: »Is My Body Public?« | 2018 | © Alicia Framis / VG Bild-Kunst Bonn, 2020

15. RISCHART PROJEKT JAJA – NEINNEIN – VIELLEICHT

Gasteig | Rosenheimer Str. 5 | **13. März bis 5. April** | täglich 8–23 Uhr | Eintritt frei
Führungen mit Kuratorin Katharina Keller:
18./29. März, 1./3. April, jew. 14 Uhr (Treffpunkt: RischArt_Information, Glashalle, 1. OG)
Katalogpräsentation: **29. März**, 15 Uhr
www.rischart.de/art

Jenseits der Schmerzgrenze

In »Body of Truth« stellt Regisseurin Evelyn Schels vier Künstlerinnen vor, die durch Körpereinsatz und Tabubruch zeigen, wie radikal und politisch Kunst sein kann.

Anzeigen

**NACHHALTIG
SOZIAL
WERTVOLL**
Ökologischer Druck seit 1999

Ulenspiegel Druck

Birkenstraße 3 - 82346 Andechs
Tel.: 08157 / 99 75 9-0 - Fax: 08157 / 99 75 9-22
mail@ulenspiegeldruck.de
www.ulenspiegeldruck.de

BEATRIX LESER

Extremen Körpereinsatz, wie Evelyn Schels ihn in Pariser Modern-Dance-Aufführungen erlebte, suchte sie auch in der bildenden Kunst. Sie fand, dass Frauen sich sehr viel intensiver mit ihrem Körper auseinandersetzen als Männer. Hinzu kommt, dass Künstlerinnen als das vermeintlich schwache Geschlecht mit dem Tabubruch ihrer körperlichen Unversehrtheit stärker verstören. Die vier Protagonistinnen in Schels' Dokumentarfilm haben alle ein durch Migration ausgelöstes traumatisches Erlebnis in der Familie erfahren. Schon früh reagieren sie deshalb

seismographisch auf politische und gesellschaftliche Veränderungen. Schels begleitet sie nicht nur bei ihren aktuellen Arbeiten, sondern erzählt in Rückblenden auch dafür wichtige Lebensstationen.

Die populärste unter ihnen ist die serbische Performancekünstlerin Marina Abramović. Ob sie sich ein Pentagramm in die Haut ritzt und dann auf einem Eisblock liegt und unter einem Heizstrahler blutet, ob sie schreit, bis ihr die Stimme wegbleibt oder mit ihrem Partner Ulay die Grenzen des Unerträglichen an Gewalt auslotet: Sie will Grenzerfahrungen bei sich und dem Publikum erforschen – oft von einem Hauch Selbstvermarktung umgeben. In München kommt ihr neuestes Projekt, die Inszenierung und Performance von »7 Deaths of Maria Callas«, an der Bayerischen Staatsoper heraus (Premiere 10. April).

Für die als Tänzerin ausgebildete israelische Videokünstlerin und Bildhauerin Sigalit Landau sind die Schatten des Holocaust und die angespannte politische Lage in Israel zentrale Themen. Dabei steht ihr Körper immer wieder im Mittelpunkt. So ließ sie 2000 einen Hula-Hoop-Reifen aus Stacheldraht um ihre nackte Taille kreisen. In »DeadSee« schwingt sie mit einer spiraligen Kette aus aufgeschnittenen, blutig anmutenden Melonen auf der Wasseroberfläche als Begleitfigur mit. Als sie das Tote Meer als Inspirationsquelle und Laboratorium entdeckt, entstehen ihre berühmten Salzkulpturen. Stacheldraht, der monatelang im salzigen Wasser lag, verwandelt sich so zu glitzernder Schönheit.

Die Exil-Iranerin Shirin Neshat studierte in New York und durfte erst nach dem Tod Khomeinis 1990 wieder in den Iran reisen. In ihren Arbeiten wehrt sie sich gegen westliche

Vorurteile gegenüber der islamischen Welt und prangert gleichzeitig den politischen und religiösen Fanatismus im Iran an. In der Porträt-Reihe »Women of Allah« zeigt sie sich in verschiedenen Frauenbildern – mal verschleiert, mal als Terroristin. Der Körper dient als Zeichenträger: Sie überzog die Bilder mit lyrischen Texten verbotener Autoren in Farsi und zwingt uns, das Fremde als Fremdes zu akzeptieren.

Die deutsche Fotokünstlerin Katharina Sieverding begann als Bühnenbildnerin. Als 1967 Benno Ohnesorg erschossen wurde, wollte sie sich verstärkt politisch-gesellschaftlichen Fragestellungen widmen und trat in die Meisterklasse von Joseph Beuys ein. In ihrer frühen Arbeit »Life-Death« über die Berliner Studentenunruhen rückte sie ihren eigenen Körper in den Mittelpunkt des Werkes, um das Innere des Menschlichen besser zu vermitteln. Bereits 1993 warnte sie in »Deutschland wird deutscher« vor dem aufkeimenden Rechtspopulismus. In Plakataktionen im öffentlichen Raum diskutiert sie derzeit aktuelle soziale Konflikte. Durch Text, Bild, Raum und Performance zielt sie in Richtung Gesamtkunstwerk.

Schels' Filmporträts werten nicht – sie fordern den Zuschauer heraus. Der Körpereinsatz in der bildenden Kunst eröffnet eine weitere, andere Dimension der Wahrnehmung. ||

BODY OF TRUTH

Dokumentarfilm | Deutschland/Schweiz | Buch/Regie: Evelyn Schels | Mit: Marina Abramović, Sigalit Landau, Shirin Neshat, Katharina Sieverding | Länge: 96 Minuten | **Kinostart: 26. März**

Die Kunst des zur Ruhe Kommens ...

... ist fühlbar, nicht sichtbar und für viele im turbulenten Alltag verloren gegangen. Der Verlust macht sich keineswegs sofort, sondern erst im Laufe der Jahre bemerkbar. Schaffen Sie sich frühzeitig Ihre kleine Entspannungs- und Ruheoase daheim. Im rückenfreundlichen Seniorensessel nach Maß gefertigt und auf Ihre Körpermaße eingestellt.

Sonderoptionen: Aufstehfunktion, verstellbare Lendenstütze, Drehteller, Spezialpolsterung (zur Vermeidung von Dekubitus), Sonderformen der Rückenlehne (bei starker Brustkyphose) und viele weitere.



Muckenthaler
ERGONOMIE

www.muckenthaler.de

Muckenthaler Ergonomie · Pacellistraße 5 · 80333 München

2 Schwäne



Lisa-Maree Cullum als Odette in Ray Barras »Schwanensee« (2007) – Jetzt wird das Werk in ganz neuer Besetzung wiederaufgenommen | © Charles Tandy Ray Barra | © Wilfried Hösl

1 Prinz

Nach elf Jahren Pause steht der Klassiker beim Bayerischen Staatsballett wieder auf dem Programm.



CLEA ALBRECHT

Geplant oder vielleicht doch von der Schicksalsfee ein wenig gelenkt? Ray Barra, Tänzer, Ballettmeister, Coach und Choreograf, feierte am 3. Januar dieses Jahres seinen 90. Geburtstag. Ende Januar erschien seine Biografie »Ray Barra – A Life in Ballet« (The Book Guild Ltd, 270 Seiten, 12,99 Pfund/ ca. 15 Euro), verfasst von Victor Hughes, einem ehemaligen Solisten und Ballettmeister in John Neumeiers Hamburger Ensemble. Und am 21. März nimmt das Bayerische Staatsballett nach elf Jahren Repertoireschlaf Barras 1995 für München neu inszenierten »Schwanensee« wieder auf. Zu Tschaikowskys erster Ballettkomposition op. 20 (1875/76) ist es der weltweit getanzte Überklassiker schlechthin:

Prinzessin Odette, von Zauberer Rotbart tagsüber in einen Schwan verwandelt, hätte durch die Liebe von Prinz Siegfried erlöst werden können. Aber er erliegt der verführerischen Täuschung von Rotbarts Tochter Odile, dem schwarzen Double von Odette. Siegfried zwischen zwei Frauen: die eine züchtig, die andere herausfordernd erotisch. Ein Märchen? Aber wie nahe doch der Wirklichkeit, überdies hervorragend mit Tanz erzählbar. Die Ausgangslage jedoch war mitnichten so klar und operabel. Nur durch sinnvolle Plot-Vereinfachung haben Wladimir P. Begitschew und Wassili Geltzer die von ganz verschiedenen Märchenmotiven angeregte und genau darum ursprünglich hochkomplizierte Geschichte zu einer stringenten Handlung gestrafft. Einige Tanzhistoriker behaupten hingegen, dass der Choreograf Vaclav Julius Reisinger und Tschaikowsky selbst das Libretto für die Uraufführung 1877 am Moskauer Bolschoi Theater erstellten. Die war allerdings auf Grund anderer Mängel ein Misserfolg. Gelungen war erst 1895 die St. Petersburger Premiere von Marius Petipa (Akt 1 und 3) und Lew Iwanow (die Weißen Akte 2 und 4).

Abgeschlossen war das Ballett damit aber nicht. Man kann »Schwanensee« geradezu als ein einziges Work-in-Progress bezeichnen. Kaum noch überschaubar die Anzahl der folgenden Versionen – mal mit tödlichem Ende für Siegfried, mal für ihn und Odette, oder auch mit glücklichem Ausgang. Hinzu kamen Kürzungen, Eingriffe in die Tschaikowsky-Partitur und/oder das Libretto. John Neumeier stellte 1976 in seinen »Illusionen – wie Schwanensee« eine Verbindung her zwischen dem Schwanenmythos und dem Bayerischen Märchenkönig Ludwig II. Modern-Dance-Meister Mats Ek kreierte 1987 mit typisch schwedischem Humor eine teils karikaturistische Interpretation mit glatzköpfigen Schwänen auf Schwimmlössen. Der Brite Matthew Bourne ließ 1995 die traditionell weiblichen Schwäne von Männern tanzen, offensichtlich Bezug nehmend auf Homosexualität, einschließlich der von Tschaikowsky.

Grundlage für die meisten Choreografen jedoch blieb die Fassung von Petipa/Iwanow (im Carl-Orff-Saal im Gasteig präsentiert am 7.3. die BMICA Company von Alen Bottaini, Monica Merlo und Lisa-Maree Cullum den 2. Akt, und am 19.3. das Sankt Petersburger Klassische Ballett von Andrey Batalow, ein Tournee-Ensemble junger Talente, den ganzen Klassiker). Grundlegend auch für Ray Barra, und zwar auf Wunsch der damaligen Staatsballett-Chefin Konstanze Vernon. Ihre Überlegung: Gast-Solisten würden sich so bei der Einstudierung leichter tun. Immerhin macht Barra den Prinzen zur zentralen Figur: ein Thronfolger, konfrontiert mit einer ungewollten Pflicht-Heirat. »Das Märchen der in einen Schwan verwandelten Prinzessin wäre dann das Hirngespinnst dieses neurotischen, verwirrten jungen Mannes«, so Barra auf Seite 213 in seiner Biografie. Was die Form betrifft, so flossen in seinen »Schwanensee« die Erfahrungen einer reich variierten Karriere ein. Der in San Francisco geborene Barra, bereits Solist im New Yorker American Ballet Theatre, wechselte zum Stuttgarter Ballett, wo er zunächst unter Nicholas Beriozoff das gesamte klassische Repertoire tanzte, ab 1961 die legendäre Ära John Cranko mitprägte. Nach einer Verletzung war er ab 1966 Ballettmeister unter Kenneth MacMillan an der Deutschen Oper Berlin, ab 1973 in John Neumeiers Hamburg Ballett. Schon Mitte der 60er Jahre choreografierte er für die Matineen der Stuttgarter Noverre Gesellschaft, später zwischen Berlin, Wien, Madrid und San Francisco für Ballett, Oper, Operette und Musical.

Ein Allrounder par excellence, inspiriert von einer sich für die Moderne öffnenden Neoklassik – mit einem besonders aufmerksamen Blick für Tänzer. Während seiner Ballettdirektion an der Deutschen Oper Berlin von 1994–97 riet er der jungen Lisa-Maree Cullum, sich beim Bayerischen Staatsballett zu bewerben. Es klappte: von 1998 bis 2015 war die aparte, technisch brillante Neuseeländerin Münchens Prima. Und natürlich hat sie hier auch Barras Staatsballett-Kreationen getanzte, »Paquita« (1991), »Schwanensee« (1995) und seine 2001 ganz auf sie zugeschnittene in Raymonda. Cullum, seit 2017 mit in der Direktion des Bottaini Merlo International Center of Arts/BMICA, private Akademie und freies Tanzstudio im Zentrum von München, erinnert sich: »Ich habe ja schon in Ray Barras Berliner »Schneekönigin« getanzte. Ray war taff, aber fair und herzlich. Er kam zu den Proben mit klaren Vorstellungen, ist aber immer auf die Tänzer eingegangen. Sein Forte war es, auch Nebenfiguren ein Gewicht zu geben. So hat er, nur zum Beispiel, aus dem Sarazenenfürst Abderachman in »Raymonda« und aus Rotbart richtig starke Charaktere gemacht.« Es lohnt sich also, sich diesen »Schwanensee« nochmals anzuschauen. ||

SCHWANENSEE

Nationaltheater | 21., 24./25., 30. März; 4./5. April; 29. Mai
19.30 (So 18) Uhr | Tickets: 089 21851920 | www.staatsballett.de

Raum geben und Raum füllen können

Drei Fragen an Anna Konjetzky zu ihrer neuen Produktion »DIVE«, drei Antworten aus der Werkstatt.

Die Münchner Choreografin Anna Konjetzky sucht die Begegnung mit Künstlern anderer Kulturen. Und zeigt ihre Stücke in Bayern und in der Schweiz, in Hamburg und Saarbrücken, in Wrocław, Bratislava, Bruxelles, Beirut, Algier, Daressalam, Karachi, Islamabad, Hanoi, Montreal und Rio di Janeiro. Studiert hatte sie an der internationalen Körpertheaterschule »Lassaad« (Methode J. Lecoq) in Brüssel sowie zeitgenössischen Tanz und bodyweather in Brüssel und Berlin. 2005–2008 arbeitete sie als Assistentin von Wanda Golonka am Schauspiel Frankfurt, seit 2005 auch produziert sie ihre Arbeiten, die sich zwischen Tanz, Performance und Installation bewegen und markante Raumstrukturen schaffen. Sie wurde mehrfach ausgezeichnet, 2014 etwa mit dem Förderpreis Tanz der Landeshauptstadt, ist aktuell mit einer städtischen Optionsförderung sowie einer Konzeptionsförderung des Fonds darstellende Künste ausgestattet und koproduziert seit 2014 mit den Münchner Kammerspielen. In der neuen Produktion »DIVE – A celebration« tanzen Mlondi Dubazane, Elísa Lind Finnbogadóttir, Sahara Huby, Thapelo Ben Kotlolo, Maxwell McCarthy, Quindell Orton und Bafikile Sedibe.

Die freie Tanzszene ist heutzutage ein internationales Netzwerk. Inwiefern sind in Ihrem »Fest der Heterogenität/Diversität«, wie Sie es

nennen, die Tänzerinnen und Tänzer, die sich hier verbinden, (zunächst) markiert durch gesellschaftliche Identitätszuschreibungen und kulturelle Stereotypen?

Ich glaube, spannend ist ja der Unterschied: Was ist ein internationales Netzwerk, und in welcher Community ist jemand künstlerisch tätig bzw. an welchem künstlerischen Dialog nimmt er teil? Deshalb finde ich die Beschäftigung mit der Frage wichtig »What shaped us?« – das bedeutet eine Frage nach Background, Herkunft, Kultur, persönlicher Erfahrung, und die Frage nach Kontext, nach Strukturen, denn diese gehen ja weit über persönliche Erfahrungen hinaus, deswegen ist ja die Auseinandersetzung mit strukturellem Rassismus oder Sexismus etc. so bedeutsam. Zum einen versuchen wir eine persönliche Annäherung – je näher ich an etwas herankomme, desto vielschichtiger wird es, das heißt, je mehr ich in persönliche Momente, Stories, Erfahrungen vordringe, desto mehr entsteht schon in jedem einzelnen ein Zerbröseln von Stereotypen. Zum anderen versuchen wir eben die Systematik hinter persönlichen Erfahrungen herauszufinden. Dazu gibt es ja viel zu lesen – wenn zum Beispiel Sara Ahmed in ihrem Buch »Living a Feminist Life« Audre Lorde zitiert, »in order to survive the weather we had to become stone«, beschreibt das ja sehr klar,

dass wir zu dem werden, was wir sind, eben auf Grund von Strukturen, Kontexten etc. Wenn wir dann beispielsweise in der Probenzeit, zur Recherche, einzeln auf die Straße gehen und Leute fragen, was sie auf uns projizieren würden – etwa welches Alter, welche Herkunft, Sexualität, welchen Job –, und wenn dabei unsere männlichen südafrikanischen Tänzer nahezu keinen Gesprächspartner finden oder aus einer Bäckerei rausgeworfen werden, unsere weiblichen Ensemblemitglieder aber sehr viele Gesprächspartner, und manche davon fast nicht mehr loswerden, dann ist dieses »weather« sehr spürbar. So sind wir in einem Spektrum situiert zwischen Persönlichem, Fiktivem und Strukturellem.

Auch ästhetische Praktiken können kulturell stereotyp geprägt sein. Mit welchen künstlerischen Strategien interagieren die Körperkunst Tanz, Musik und Sprache, wenn Sie die Gemeinschaft des Unterschiedlichen inszenieren?

Ich denke, es geht viel um die Frage der Bezüge und Kontextualisierung, was und wer bezieht sich auf was und wen. Wir arbeiten in einem räumlichen Setting, über das ich sehr glücklich bin, einer Mischung aus Agora und Panoptikum. Anders formuliert: einer Mischung aus einem Diskussionsraum oder runden Tisch, auf den wir verschiedene Gedanken, Erfahrun-

gen etc. bringen und verhandeln, und einem Raum des Ausstellens, zur Schau Stellens, der Unmöglichkeit des sich Versteckens.

Wie wird der aus Ihrem Sampling entstehende »kollektive Beat« als ein »neuer« erfahrbar?

Momentan sind wir zum einen auf der Suche nach parallel existierenden Momenten, Dingen, Gedanken, die nicht unbedingt eine »Harmonie« anstreben müssen, vielleicht sogar nach einer Art Kakophonie – ich mag dieses Wort. Und zum anderen schauen wir, wo sich Dinge zusammenfügen, Elemente sich pushen, Menschen, Energien ... Und die Frage ist ja eh, was ist der Beat? Der Puls, die Spannungen zwischen Körpern, zwischen Räumen, der Herzschlag, die Energie, die Atmung, der Raum, den wir uns gegenseitig geben und den wir füllen können, die Sichtbarkeit bzw. Unsichtbarkeit, der Widerstand, das Aufstampfen. ||

INTERVIEW: THOMAS BETZ

ANNA KONJETZKY:

»DIVE – A CELEBRATION«

Münchner Kammerspiele, Kammer 2

Falckenbergstr. 1 | **28./30. März**, 20 Uhr,

29. März, 19 Uhr | Tickets: 089 23396600

www.muenchner-kammerspiele.de

Anzeige

THEATERWOCHEN

Freies Landestheater Bayern

www.waitzinger-keller.de





**WAITZINGER
KELLER**

KULTURZENTRUM MIESBACH

<p>14. März PREMIERE Anatevka – Musical</p> <p>18. März Anatevka – Musical</p> <p>20. März Klassik für Schüler: Der gestiefelte Kater</p>	<p>20./21./22. März Momo</p> <p>21./22. März Drei Männer im Schnee</p> <p>19. März Talkshow mit Hermann Hesse</p>	<p>24. März Heike Hoffmann & Stefan Boes / Lieblingsplätze – Buchpräsentation</p> <p>28./29. März 10. Kristallkongress g'sund sein – g'sund bleiben</p>
---	--	---

STILVOLL FEIERN | ERFOLGREICH TAGEN | KULTUR HAUTNAH ERLEBEN

 FOLLOW US ON
Instagram

 FIND US ON
FACEBOOK

Calvino's Digest

Erik Kaiel lässt sich von dem komplexen Roman »Der Baron auf den Bäumen« zu einem putzigen Tanzduett inspirieren.

SABINE LEUCHT

Es geht um Rebellion, um den freiwilligen Verzicht auf die Privilegien einer aristokratischen Familie um 1767 sowie um die Mauern zwischen Menschen, die sich Cosimo Piovasco di Rondò aus einer ganz neuen Perspektive anschaut. Der zwölfjährige Baron ist vom Mittagstisch aufgestanden und auf eine Steineiche gestiegen. Den Rest seines Lebens bleibt er in den Bäumen – in einer Welt mit eigenen Gesetzen, in der er liebt, liest und sich an alternativen Gesellschaftsentwürfen versucht. Italo Calvino's »Der Baron auf den Bäumen« ist ein märchenhafter, aber auch philosophischer Roman, der von seinem Entstehungsjahr 1957 aus auf das Zeitalter der Aufklärung und das politische Panorama des ausgehenden 18. Jahrhunderts zurückblickt und auch dem Reichtum einer Natur huldigt, von deren baldigem Verschwinden er schon weiß. Ihn als Grundlage für eine wortlose Tanz-Performance für Kinder ab 11 Jahren zu nehmen, ist gewagt. Tanz kann ja Vieles, aber Philosophie? Gesellschaftspolitik? Alles möglich, aber schwer.

Doch Erik Kaiel, der das Stück mit dem gleichnamigen Titel als mobile Produktion für die Schauburg inszeniert, probiert es damit gar nicht erst, sondern zupft gleich nur die Motive des Widerstands und der Selbstermächtigung aus dem üppigen Themenstrauß, die er mit etwas Boy-meets-girl-Dynamik und zwei tanzenden Schauspielern in semi-abstrakte Bilder gießt. Auf einer leeren Bühne, die in jede beliebige Turn- oder Gemeindehalle umziehen kann, entwickeln Lucia Schierbeck und Michael Schröder je für sich ihr Bewegungsrepertoire. Wippende Moves wie beim Skifahren oder beim Schwungholen vor einen Hindernis sind darunter, das Ziehen oder Sich-Stemmen gegen unsichtbare Widerstände – bei ihr auch eine kleine Ess-Pantomime und immer wieder seltsam fahrig

Schreibbewegungen an den Wänden. Und plötzlich packt die beiden mitten im schönsten Repetitions-Groove eine seltsame Angst. Sie wird im Verlauf der nächsten Stunde immer mal wieder kommen, ebenso wie Anfälle von Schüchternheit, Wut, zögernde bis stürmische Annäherungsversuche oder eine zarte Fürsorge für diverse in den Ecken liegende Samtbälle. Weil die beiden sich zu bewegen wissen und die in farblich intensivierten Tarnmustern gearbeiteten Kostüme von Florian Buder interessante bauchige Ausstülpungen, Blütenkelchige Volants und samenfährige Ausläufer besitzen, ist das ganz nett anzusehen, aber auch sehr beliebig.

Man kann jetzt »Simplifizierung« und »Etikettenschwindel« schreien, weil es schon dreist ist, mit dem literarischen Titel die Lehrer zu ködern und mit dem Bild des Baumes die grün-bewegte Jugend-Opposition. Und dann geht es um nichts davon wirklich. Man kann aber auch den Titel vergessen und sich einfach zum freien Assoziieren aufgefordert sehen, das nur unterbrochen wird, wenn die Zuschauer zu einem Pulk zusammengetrieben werden, über dessen Köpfe sich die Performer die vormalig so umhertreibenden Bälle zuwerfen. Und manchmal bekommt man auch einen davon in die Hand gedrückt und wird Teil einer diffusen Care-Community auf Zeit. Auf einem Straßenfest könnte das als soziales Warmup durchgehen. Im Theater wirkt diese Form der Publikumsaktivierung eher hilflos. ||

DER BARON AUF DEN BÄUMEN

3./4. März wahrscheinlich ausverkauft | dann wieder **10./11./13. 5.** | kann von Schulen und Vereinen für eine Vorstellung vor Ort gebucht werden | Information & Buchung:

nadja.dietrich@muenchen.de

Tel. 089 23337161 | www.schauburg.net

15 aus 444

Schön wie ein Lottogewinn: Die Tanzplattform Deutschland präsentiert in München die bemerkenswertesten zeitgenössischen Produktionen. Ein Gespräch mit Walter Heun über die Anfänge damals und positive Überraschungen heute.

»Das wird eine echte Entdeckerplattform«, freut sich Walter Heun von Joint Adventures, der die biennale Tanzplattform Deutschland (TPD) in diesem Jahr ausrichtet. Zum zweiten Mal seit ihrer Gründung 1994 findet die internationale Schau der nationalen Tanzszene in München statt. »Es sind einige Künstler dabei, von denen ich höchstens wusste, dass sie existieren, aber deren Arbeit ich nicht kannte, bevor ich in den Sichtungsprozess eingestiegen bin. Oder ich



»Soul Chain«, von Sharon Eyal mit dem tanzmainz Ensemble erarbeitet, wurde mit dem Deutschen Theaterpreis DER FAUST ausgezeichnet – zu sehen am 7. März im Residenztheater | © Andreas Etter

kannte die Namen, habe sie in Produktionen anderer gesehen, wusste aber nicht, was sie selbst machen. So bin ich selbst durchaus verschiedenlich überrascht worden.«

Verantwortlich dafür war eine sehr divers zusammengesetzte Jury, der neben Anna Müller, Tanzkuratorin der Sophiensäle in Berlin, der Journalistin und Kuratorin Ingrida Gerbutavičiūtė aus Frankfurt, der Berliner und Istanbul Soziologin und Kuratorin Gurur Ertem und Honne Dohrmann von tanzmainz auch Heun selbst angehörte. »Es gibt andere Veranstalter, die sich von Dramaturgen vertreten lassen, ich wollte selbst gerne diesen Sichtungprozess mitmachen. Früher, als Intendant des Tanzquartier Wien und in meiner Arbeit für das Nationale Performance Netz (NPN), habe ich auf den Plattformen viel gesehen, das ich schon kannte. Jetzt wollte ich wissen, ob und wie sich die Szene verändert. Auf die Reise gehen, so wie früher, zu Orten wie dem Kulturbahnhof Heidelberg oder dem Tanzhaus in Mannheim, oder wieder einmal in der Tafelhalle in Nürnberg oder im ada Studio in Berlin sitzen, ins Dock 11 gehen statt ins HAU. Das waren Erfahrungen, die ich unbedingt machen wollte, und es war schön, so positiv überrascht zu werden.« Rund 18 Monate reiste die Jury und sichtete – stets nach dem Vier-Augen-Prinzip – die Stücke live oder auf Video, insgesamt 444 Produktionen. 15 davon, als Auswahl der »bemerkenswertesten Positionen«, werden zwischen dem 4. und 8. März in München gezeigt. Das Spektrum reicht (alphabetisch) von Saša Asentić bis Kat Válastur; vom Solo der Berliner Julia Flier (einer Auseinandersetzung mit den Ton-Tänzen Valeska Gerts) bis zur Auftrags-Choreografie Sharon Eyals fürs und mit dem Ensemble von tanzmainz, die 2018 mit dem Theaterpreis DER FAUST ausgezeichnet wurde. Mit »Unstern« ist auch ein Münchner, Moritz Ostruschnak, vertreten. Am 4. und 8. März präsentiert sich die Jury im Gespräch. Im Rahmenprogramm lädt das Goethe-Institut täglich um 10 Uhr ein zu Künstler*innengesprächen und veranstaltet einen Arbeits-Tisch mit Meg Stuart (teils öffentlich zugänglich); auch gibt es eine tanzhistorische Fahrradtour. Und die Münchner freie Szene bietet drei Stadtpaziergänge an.

22 Jahre zuvor, im Februar 1998, war Heun schon einmal für die Münchner Ausgabe der TPD verantwortlich, doch seine Geschichte mit der Präsentation der deutschen Tanzszene reicht noch viel länger zurück. 1990 hatte er das Festival BRDance initiiert, das zeitgenössischen Tanz aus Deutschland erstmals bundesweit, in 15 Städten, präsentierte. Und es war Heun, der 1993 die Initial-Idee zur Tanzplattform hatte, aber es war eine gemeinsame Initiative, die sich bildete. Lorinna Niclas, die damalige Leiterin der Rencontres Chorégraphiques Internationales de Seine-St. Denis veranstaltete ihr (unter dem kürzeren Namen Bagnolet berühmt gewordenes) Treffen als Wettbewerb, und das war damals so etwas wie die Weltmeisterschaft im Tanz, mit einer Jury aus 30 Ländern und diversen Vorauswahl-Plattformen. Niclas bat Heun, Nele Hertling, damals Intendantin des Hebbeltheaters in Berlin, und Dieter Buroch, zu der Zeit Direktor des Mousonturms in Frankfurt am Main, jeweils eine kleine deutsche Auswahl in einem Studio zu zeigen. Auf Vorschlag Heuns taten sich die drei zusammen und stemmten 1994 in Berlin die erste Tanzplattform Deutschland mit 25 Künstler*innen. 1996 folgte Frankfurt, dann München.

Nach sechs Jahren wurde das Konzept geändert. Ko-Veranstalter in anderen Städten kamen hinzu, Hamburg, Leipzig, Düsseldorf, Stuttgart, Hannover, Nürnberg, Dresden, Essen, eine Jury wurde eingesetzt. Anfangs hatten sich die Veranstalter als Partner der Künstler verstanden und haben auch produziert: Rui Horta am Mousonturm, Jo Fabian als Artist in Residence am Hebbel, Micha Purucker mit Walter Heun. In der Szene, auch zwischen den Städten, pflegte man echten Teamgeist. »Damals, als wir angefangen haben, gab es ja auch kaum Jobs im Tanzbereich, man konnte nicht viel Geld damit verdienen. Für die ersten ›Tanztage München‹ 1996, erinnert sich Heun, »habe ich von der Veranstaltergemeinschaft für die Festivalorganisation 1500 DM bekommen, bei der zweiten Ausgabe 1999 waren es 2000 DM, ich habe mir da aber auch 20 Prozent der akquirierten Sponsorengelder zusichern lassen. Siemens kam dann mit 20000 DM ins Boot, so hatte ich 6000 DM am Ende; es waren aber auch eineinhalb Jahre Arbeit.« Inzwischen hat sich diese Situation deutlich verbessert. Auch der Bund fördert die Tanzplattform.

Was sich nicht geändert hat: die Internationalität der deutschen Tanzszene. »Die TPD war immer international, schon in Berlin war ein israelischer Künstler dabei, Joseph Tmim, es war der in Deutschland arbeitende Portugiese Rui Horta dabei, Wanda Golonka als Französin aus Düsseldorf, das sind nur die drei, an die ich mich jetzt spontan erinnere.« Heun beschreibt sie als internationale, in Deutschland lebende und arbeitende Community. Allerdings hat sich die Definition verändert: 2008 in Hannover konnte Rosemary Butcher als britische Künstlerin nicht gezeigt werden, obwohl sie von Heun in Deutschland produziert wurde (und auch hier probte, obwohl sie in England lebte). »Da gäbe es heute keine Probleme«, meint Heun, »früher hieß es, die Szene, die in Deutschland lebt und arbeitet. Heutige Definition: Die Produktion muss substanziell in Deutschland erarbeitet worden sein. Man kann das heute nicht so einfach mehr national abgrenzen. Die Künstler haben eine hohen Grad an internationaler Vernetzung erreicht, auch was ihre Lebenssituation betrifft – wo leben sie eigentlich? Sie leben quasi aus dem Koffer.«

Die TPD ist die hochkarätigste Veranstaltung in Deutschland, deshalb kommen auch viele Künstler*innen nach München, und traditionell natürlich etwa 300-400 Veranstalter und Kulturvermittler, die selbst im Jahr zwischen 100 und 200 Stücke sehen, viel reisen und ein hohes Vergleichspotenzial haben, die sind ein

spezielles, kritisches Publikum. Und wollen möglichst alles sehen, weshalb in den fünf dicht gepackten Tagen die meisten Produktionen zweimal oder mehr gezeigt werden. Doch auch wenn heuer 500 Kolleg*innen anreisen, sind für die Münchner, so versichert Heun, Kartenkontingente geblockt worden. || tb

TANZPLATTFORM DEUTSCHLAND 2020 Verschiedene Spielorte | 4.–8. März

Informationen: www.tanzplattform2020.de
Tickets: 089 5481818 | www.muenchenticket.de

II VORMERKEN! IIIIIIIIIIIIIIIIIIIII

26. März bis 2. April

MICHA PURUCKER: »TRAJECTORY«
Öffentlicher Raum | Ohne Ort- und Zeitan-gaben | Information und Dokumentation unter: www.micha-purucker.de

Seit 1985 ist der Tänzer und Choreograf Micha Purucker in der Münchner freien Szene aktiv. Am und mit dem Körper untersucht er Verhältnisse, die man anders so nicht wahrnehmen kann. Seine Arbeiten entgrenzen immer wieder die Bühne, den choreografischen Werkbegriff, sind nicht selten Statements im öffentlichen Raum. In der Intervention »Trajectory« zieht er seine Bahnen und Kurven im Kontext des Formats »Werbegroßfläche«. Aber wo und wann er erscheint, weiß man nicht. Er driftet zwischen den Aktionen, spielt mit dem Rahmen voraus gesetzter Aufmerksamkeit.

II VORMERKEN! IIIIIIIIIIIIIIIIIIIII

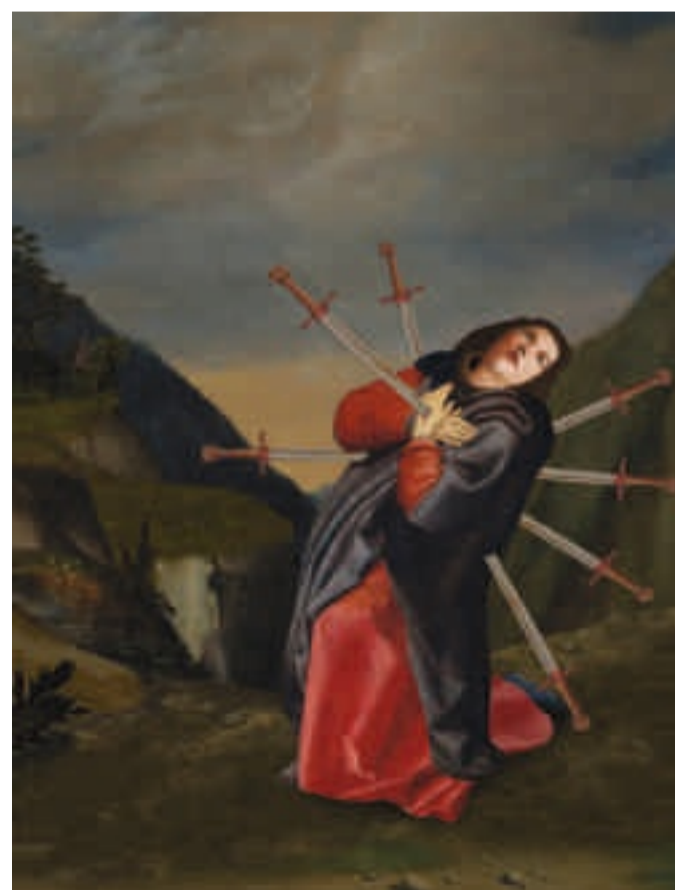
26.–29. März

JUDITH HUMMEL: »WO KOMME ICH HER?«
Kösk | Schrenkstraße 8 | jeweils ab 19.30 Uhr | Eintritt frei (Spendenbasis). Wegen begrenzter Raumkapazität Anmeldung bis 24 Std. vor dem gewählten Termin unter: anmeld.koesk@gmail.com | www.judithhummel.com

Die Münchner Performerin Judith Hummel hat in ihren choreografischen Arbeiten mit hoher Sensibilität Wahrnehmungssituationen hergestellt, Wahrnehmungsweisen eröffnet: Akt-Bilder als Blick-Körper; Raum, Bewegung und Klang im Umgang mit Papier; Zitieren und Ausstellen von Erinnerungsfragmenten an die Choreografin Rosemary Butcher. In ihrem Projekt »Wo komme ich her?« nun folgt Hummel einer Geschichte mit blinden Flecken: der Flucht ihrer Großeltern 1944 aus dem Heimatdorf Săcălaz via Serbien, Szeged in Ungarn und Österreich. Dort kam der Großvater später dazu, denn im grenznahen Münzkirchen im Innviertel wurde geheiratet, erzählt Hummel. Damals war die Großmutter schon 17, die 1944 als »Deutsche« in Rumänien floh, um als »Rumäniendeutsche« im Badischen anzukommen. Nicht alle Stationen dieser Migration waren in familiären Erzählungen präsent, und Judith Hummel ist diesen Weg – zusammen mit ihrer Mutter – nachgegangen. Zu Fuß, und stumm, Tagebuch schreibend, von einer Kamera begleitet. Was bedeutet Herkunft: eine Frage der Hauttönung, der Aussprache, der Mehlspeisen? Und wann, wo wurde der wichtigste Begleiter, das Pferd, zurückgelassen? Judith Hummel gestaltet einen Raum, in dem sich persönliche Auseinandersetzung und emotionales Gedächtnis mit anderen Menschen teilen lässt.

Anzeige

BAYERISCHE STAATSOOPER



7 DEATHS OF MARIA CALLAS

Ein Opernprojekt von und mit Marina Abramović

Musikalische Leitung Yoel Gamzou Musik Marko Nikodijević
Uraufführung 11.04.20 Weitere Termine 13., 14.04.20

Live-Stream am 11.04.20 – 30 Tage als Video-on-Demand verfügbar – www.staatsoper.tv
Scannen Sie dieses Bild mit der ARTIVIVE App. Erhältlich im App Store und Google Play Store
Infos / Tickets T +49 (0)89 21 85 19 20 tickets@staatsoper.de www.staatsoper.de

Theater

ohne vierte Wand



In »Do-Re-Mi-Ka-Do« arbeiten Tänzerinnen mit mannigfaltigen Materialien | © Hans Gerritsen

Mascha Erbeling gründete vor elf Jahren das »Anfänge(r)«-Theaterfestival für Kleinkinder. Inzwischen heißt es »Kuckuck« und löst nach wie vor die Grenze zwischen Bühne und Zuschauern auf.

Wenn Sie zurückblicken auf die Zeit, als Sie mit Frank Striegler den Vorläufer des »Kuckuck«-Festivals ins Leben gerufen haben: Welche Hoffnungen haben sich erfüllt und welche nicht?

Wir haben 2009 dieses Festival gestartet, weil wir Kleinkinder und Babys ansprechen und als Publikum etablieren wollten. Das ist ja in Deutschland immer noch nicht unumstritten. In den meisten Köpfen geht Kindertheater frühestens im Kindergarten los, weil es zwingend eine Geschichte erzählen und einen Konflikt verhandeln muss. Und natürlich kann ein Baby noch keiner Geschichte vollständig folgen. Frank Striegler hat in der Evangelischen Familienbildungsstätte Elly Heuss-Knapp schon immer viel Theater für ganz Kleine gemacht. Wir haben beide sehr sehenswerte Produktionen aus Frankreich, England, Dänemark, Belgien und den Niederlanden gesehen, wollten diese in München vorstellen und haben erst mal ganz klein angefangen. 2018 ist dann die Schauburg mit ihrer neuen Intendantin eingestiegen und hat dem Festival noch mal einen richtigen Push gegeben. Heute ist diese Theaterform definitiv angekommen in München.

Das Festival ist mittlerweile gut doppelt so groß. Heißt das, alle Erwartungen erfüllt? Oder gibt es auch Nachteile dieses Wachstums, mit dem sich ja auch die anfängliche Fokussierung auf das Figurentheater verwässert hat?

Wir haben das Programm ohnehin schon immer ein bisschen weiter gefasst. Und auch wenn einige Produktionen auf den ersten Blick ihren Schwerpunkt auf die Musik oder den Tanz legen, sehe ich bei vielen trotzdem eine große Nähe zum Figuren- oder Objekttheater, weil sie den kindlichen Blick aufnehmen und eine erweiterte Beziehung zum Objekt gemeinsam haben. Wenn man sich im diesjährigen Programm etwa eine Produktion wie »Do-Re-Mi-Ka-Do« anschaut – dann stehen da zwar Tänzerinnen auf der Bühne, die aber ganz intensiv mit diversen Materialien arbeiten. Von daher wäre das eine Produktion, die ich mir auch früher hätte vorstellen können.

Mit »Objekt« und »Material« kann demnach auch der eigene Körper mit seinen Gliedern gemeint sein, den man bestaunen kann – oder eben auch ein Musikinstrument?

Ja. Musikinstrumente werden hier ganz anders bespielt. Also nicht nur, um Musik aus ihnen herauszuholen, sondern in der

Extremform werden sie richtige Akteure – fast Figuren. In anderen Arbeiten wird danach gefragt: Was kann dieses Objekt eigentlich? Wie sieht es aus, wenn man es umdreht? Es sind auch ganz besonders experimentierfreudige Musiker, die so etwas machen.

Andrea Gronemeyer berief sich bei der »Kuckuck«-Pressekonferenz auf Schillers Spieltheorie und betonte die Bedeutung der Kunst als aktive Weltgestaltung. Warum macht der Umgang mit diesem Weltgestaltungs- und -erkundungstheater nach elf Jahren immer noch Spaß?

Der erste große Spaßfaktor sind die Kinder mit ihrem wachen Blick, die so unverfälscht und ehrlich reagieren. Sie können sich so schön freuen. Und wenn sie abgelenkt sind, merkt man sofort: Okay, da funktioniert was nicht! Der zweite Spaßfaktor ist die Suche, auf die sich die Künstler für ihr Zielpublikum machen. Sie beinhaltet immer auch den Kontakt mit dem Publikum. Denn man kann nicht für die ganz Kleinen spielen und eine vierte Wand aufbauen. Die experimentierfreudige Suche nach neuen Formen oder der neue Blick auf Altbekanntes machen es für mich immer wieder spannend, diese Produktionen zu sehen. Im Prinzip sind das kurze Performances, zu denen Kleinkinder kommen dürfen, die aber auch für Erwachsene sehr sehenswert sind.

Haben Sie spezielle Empfehlungen für Eltern, Großeltern und Erzieher, die ja beim Theater für die Aller kleinsten immer mit dabei sind, aber vielleicht etwas ganz Unterschiedliches erfahren wollen oder sogar sollen?

Eine Inszenierung, die für Erzieher, Eltern und Großeltern mit Kindern und Enkeln sehr spannend sein kann, ist »Kreise« vom Helios Theater. Da geht es genau um diese Welterkundung, aber auf eine sehr haptische Weise. Es wird mit Sand gespielt, und durch das Spiel entstehen langsam Kreise, entsteht das ganze Universum, ein wunderschönes Bild. Und wie der Spieler das macht, mit dieser Energie und dieser kindlichen Lust am Ausprobieren – Was passiert, wenn ich einen Eimer kreisen lasse? –, damit können Erzieher viel anfangen, die das Element des Erforschens interessiert. Und für Eltern und Kinder bietet es eine gemeinsame Welterfahrung.

... an die man zu Hause wunderbar praktisch anknüpfen kann. Ja genau. Es ist Sand. Es ist ganz alltäglich. In diesem Alter ist man so oft mit den Kindern auf dem Spielplatz und denkt, man hat schon alles gebaut und gesiebt. Und dann ist dieser Sand doch wieder ganz neu und inspirierend.

Haben Sie noch einen ganz persönlichen Liebling im aktuellen Festivalprogramm?

Was mir sehr große Freude gemacht hat, ist die Eröffnungproduktion »Stick by me«, in der es um die Freundschaft zu einem Eisstückchen geht. Sie kommt fast ohne Worte aus und mit so reduzierten Mitteln, dass man denkt: Was kann man daraus eigentlich machen? Und dann entwickeln sich mit viel Körperkomik, Klebeband und eben diesem Stückchen so viele Spielsituationen, über die man sich kringelig lachen kann. Da freue ich mich auch ganz persönlich, weil ich Kinderlachen liebe. Das klingt so platt, aber wenn so ein Lachsack richtig losgeht, dann füllt das meine Batterie für die nächsten Wochen.

Mit Ceren Orans »Sag mal ...« ist zum ersten Mal auch eine Arbeit aus der Münchner freien Szene zu Gast beim Festival. Wächst da inzwischen was – auch für die ganz Kleinen?

Also, ich hoffe. Es kommen auch immer wieder Münchner Theatermacher und schauen sich Stücke an. Und wenn wir da etwas anregen können, dann finde ich das wunderbar. Die ganz Kleinen sind eine Zielgruppe, der in München im Moment noch nicht so viel geboten wird im Bereich Theater. Das sieht man auch an dem ungeheuren Andrang, den wir auch diesmal wieder haben. Wir hatten zwar schon vorher nie Probleme, ein Publikum zu finden. Mittlerweile bieten wir aber ein sehr viel größeres und breiteres Programm an und trotzdem ist alles immer sehr schnell ausgebucht. ||

INTERVIEW: SABINE LEUCHT

KUCKUCK – THEATERFESTIVAL FÜR ANFÄNGE(R)
 Verschiedene Orte | 20.–30. März | Restkarten: 089 23337155,
 089 5522410, 089 23324482 | www.kuckuckfestival.com

Auf (in) die nächsten 50!

Ein halbes Jahrhundert gibt's das TamS in Schwabing schon: Das Jubiläum wird mit vielen Gästen gefeiert.



Die ExpressBrass Band gratuliert zum Fünfzigsten ... | © Ali Malak

GABRIELLA LORENZ

Während sich im Lustspielhaus Michi Altinger mit knapp 50 schon vor dem Altwerden fürchtete, wird 100 Meter weiter in Schwabing ein 50. Geburtstag voller Stolz und Elan begangen: Das TamS-Theater in der Haimhauser Straße hat seit 1970 erfolgreich überlebt. Da bauten Philip Arp und Anette Spola ein ehemaliges Brausebad neben dem Sozialamt zum Theater am Sozialamt um. Im Hinterhof pflanzten sie 1972 eine Trauerweide für Karl Valentin, denn sie dachten genauso quer wie er. Nach Arps Tod 1987 führte Spola das TamS alleine, seit sechs Jahren teilt sie die Leitung mit dem Puppenspieler, Regisseur und Schauspieler Lorenz Seib. Der Erfolg ist meist kein finanzieller, denn ein Theaterchen mit 80 Plätzen kann nicht kostendeckend arbeiten. Städtische Förderung hilft, ist aber nie langfristig sicher. Dem TamS ist dennoch das Wunder gelungen, sein eigen- und widerständiges Konzept respektable 50 Jahre zu bewahren.

Zum Jubiläum inszenierten die beiden Leiter »Trotz des großen Erfolgs ... eine Revue des Scheiterns«: Der Titel ist Programm. Scheitern, wieder scheitern, besser scheitern, empfahl schon Beckett. Im TamS war Scheitern eher selten, deshalb kann es damit kokettieren und sich immer wieder selbst hinterfragen. Am Ende der Premiere gab's eine Riesenüberraschung: 54 Menschen drängten sich auf der kleinen Bühne, alle sind hier mal aufgetreten. Und die nächsten zwei Monate werden geprägt sein von den Künstlern, die für das TamS wichtig waren. Aber das sei keine Rückschau, betont Spola, sondern Gastspiele von langjährigen Freunden. Gerhard Polt eröffnet den Reigen am 1. März. Musiker wie die Express Brass Band und das Ogaro Ensemble mit osmanisch-arabischer Volksmusik geben Konzerte, am 13. März spielt der Schweizer Jürg Kienberger eine musikalische Hommage an den Reformator Huldrych Zwingli. Kienberger war im TamS 1991 Partner von Ruedi Häusermann in dessen urkomischer Performance »Baden zusammen«, die seine Karriere begründete: Da planschten beide splitter nackt in einer Badewanne auf der Bühne. Häusermann spielt mit seinem Musiktrio am 18. April »Die Ume-Lieder-Kollektion« nach Texten von Daniil Charms. »Mit den Schweizern sind wir gut befreundet und ständig in Kontakt«, erzählt Spola. »Wir fahren auch oft nach Zürich, wenn sie etwas Neues machen.«



... wie auch die 100-jährige Charlotte von Bomhard | © Hilda Lobinger

Um Daniil Charms dreht sich auch die Premiere »Nehmen Sie die Untersuchungs-Pille« des Theaters Apropos, die Burchard Dabinnus inszeniert (1., 3., 4. April). Charlotte von Bomhard feiert im April 100. Geburtstag, sie steuert zwei Abende bei (20., 21. März). Michaela Diel bringt ihr neues Programm »Tanz der Poesie« heraus. Es gibt weitere Lesungen und Konzerte, zum Abschluss durchforstet Arno Friedrich das Filmarchiv des TamS und wiederverwertet Ausschnitte in der Premiere »Womöglich weltfremd« (9., 10. Mai).

Ein gutes halbes Jahr Vorarbeit haben Spola und Seib in das Programm gesteckt. Für Nostalgie blieb keine Zeit, obwohl Seib schon gerne »eine kleine Nostalgie-Sehnsucht« eingebaut hätte. Spola schüttelt den Kopf: »Ein nostalgisches Gefühl ist mir nicht gelungen. Ich hab' keine Träne im Knopfloch.« Sie schauen nach vorn: Das Sommertheater ab 20. Juni soll das gesamte Hinterhöfchen und die Straße bespielen. Und im Oktober will Seib alle vorhandenen TamS-Requisiten zum Leben erwecken: »Da kommt dann die große Nostalgie«, scherzt Spola. Eigentlich ist es längst überfällig, dass die Stadt das TamS zum Münchener-Kulturerbe erklärt und seine Existenz dauerhaft sichert. ||

WIR SIND TAMS

TamS | Haimhauserstr. 13a | 1. März bis 10. Mai
Programm: www.tamstheater.de | Tickets: 089 345890

II VORMERKEN! ||||||||||||||||||||||||||||||||||||||

5.–8., 19.–22. März

GOTT SEI DANK EIN DEUTSCHER

Rationaltheater | Hesselohrstr. 8 | 20 Uhr
Tickets: 089 335003 | www.rationaltheater.de

Die Berliner Dokumentarfilmerin Marianne Kapfer wagt ein Experiment und dramatisiert die zunehmende Rechtsradikalisierung der Gesellschaft und die Frage, wie man ihr begegnen kann, auf dem Theater. Dazu legt sie in einer Versuchsanordnung zwei alte Männer in ein Krankenzimmer. Beide hatten einen Herzinfarkt und liegen zur Beobachtung auf der Intensivstation. Der eine ist der ostdeutsche Chef einer rechtsextremen, nationalistischen Partei und begrüßt den anderen mit dem titelgebenden ausländerfeindlichen Kommentar »Gott sei Dank ein Deutscher«, und auch sonst ist ihm kein rassistischer Witz zu blöd. Der andere, ein linksgerichteter Intellektueller, ist erst paralysiert und stellt sich dann doch dem unerträglichen Gerede.

11.–14. März

FASCHINGSDIENSTAG 1945

Start am Gasteig | 19 Uhr (11., 12. März 10 Uhr)
Tickets: 089 90155102 | www.theater-hochx.de

1955 möchten 13 Mädchen zur Abiturprüfung zugelassen werden. Dafür müssen sie eine Art Autobiografie ihres bisherigen Lebens abliefern. Das war geprägt von Nationalsozialismus, Bombenkrieg, Vertreibung, Entwurzelung, selbst erlebtem oder beobachtetem Unrecht. Aus den Aufsatztexten ihrer Mutter und deren Freundinnen rekonstruiert Caroline Tajib-Schmeer in ihrem dokumentarischen Theaterstück »Faschingsdienstag 1945« eine Epoche. Drei Schauspielerinnen auf der Bühne lesen neugierig in die Aufsätze hinein und landen in der Geschichte des 20. Jahrhunderts und dem Zivilisationsbruch des Holocaust. Abgefilmte Fotoalben und Interviews ergänzen die Performance auf der Bühne. Tajib-Schmeer verknüpft Kindheit im Zweiten Weltkrieg mit den Erfahrungswelten heutiger Jugendlicher.

24., 26.–29. März

MÜNCHNER KINDL

dasvinzenz | 20 Uhr (So 18 Uhr) | Tickets: 089 182694
www.dasvinzenz.de

Franz Xaver Kroetz ist als Dramatiker etwas aus der Mode gekommen. Aber im März gibt es gleich zwei Premieren mit Kroetz-Stücken. Im Marstall spielen sie »Der Drang«, im dasvinzenz die Ballade »Münchener Kindl«. Sie endet mit »Wehrt Euch!« und es geht um: das Wohnen. 1975 hat Kroetz diese Wutschrift über Verdrängung, Besitz, Bodenreform und Mietpreiswucher in München geschrieben, als wäre er ein Prophet. Ist er nicht, es hat sich bloß nichts geändert. Ex-OB Hans-Jochen Vogel kämpft immer noch um die Reformierung des Grundstücksrechts. Der Preis für Bauland in München hat sich zwischen 1950 und 2015 um 34.263 Prozent erhöht. Wohnungen werden entmietet, Wirtschaften auch. Das Regiekollektiv Quodlux.lux (Sofie Gross und Cornelia Maschner) verkleidet dasvinzenz deswegen als Boazn. Da kommt die Rentnerin Klara Oberhoff zu Wort, deren Besitz in einen Koffer passt, der Vermieter, der sich als Opfer der Banken sieht, und der Herr von Finck (Senior), der sich im Dritten Reich durch die »Arisierung« von jüdischem Besitz bereichert hat.

Anzeige

Gute Vorsätze
umsetzen.

Jetzt
abonnieren.

Warten Sie nicht länger. Tun Sie es endlich. Tut nicht weh, aber Ihnen und uns gut.
Für nur 35 Euro im Jahr. Hier geht's lang: <https://muenchner-feuilleton.de/kiosk/>

MF Münchner Feuilleton – der Kulturwegweiser
nachdenken, nicken, kopfschütteln, schmunzeln

Einsamkeit und Chaos

Christopher Rüplings Inszenierung von Brechts »Im Dickicht der Städte« verheddert sich in assoziativem Geplänkel.

PETRA HALLMAYER

Im Foyer hockt eine Frau in einem Plastikballon und starrt auf ihr Handy. Später werden Figuren in großen Ballons auf die Bühne kugeln. Die Botschaft ist überdeutlich: Ein jeder steckt in seiner Blase und swicht für sich allein.

In einem langen Intro zur Inszenierung lädt uns Julia Riedler zu einem Spiel ein: »Ich sehe wen, den ihr nicht seht.« Dafür werden Gesichter von Zuschauern via Livekamera auf eine Leinwand projiziert, zu denen sie sich Geschichten ausdenkt, Porträts von Großstadtbewohnern, die um Einsamkeit und Vereinzelung kreisen. Die locker improvisierende Julia Riedler, die am Ende ihre eigene Verletzlichkeit offenlegt, macht das toll, mit einer feinen Mischung aus Witz und rauer Traurigkeit. Das zentrale Thema seiner Brecht-Adaption stellt Christopher Rüping zu Beginn klar heraus. Danach aber wird es kryptisch.

»Nur der Kampf bringt uns zusammen!«, hören wir. Nur durch ihn können die Menschen »die schwarze Sucht des Planeten, Fühlung zu bekommen« stillen. Ein Gong leitet die Runden des Kampfes ein, zu dem der Holzhändler Shlink den Angestellten einer Leihbibliothek Garga ohne ersichtlichen Grund zwingt und der zu einer Vernichtungsschlacht eskaliert. Gargas Geliebte Jane wird darin ebenso zur Hure gemacht wie seine Schwester Marie, der Christian Löber im blauen Abendkleidchen ein paar anrührend zarte Momente verleiht.

Das fünfköpfige deutsch, englisch, arabisch und serbisch sprechende Ensemble wechselt beständig die Rollen. Mal mimen Majd Feddah und Julia Riedler die Kontrahenten Garga und Shlink, mal Gro Swantje Kohlhof und Jelena Kuljić. Das macht es nicht leichter, sich in dem Happening-haften Chaos auf der mit Rollkoffern und Geldscheine in die Luft blasenden Windmaschinen bedeckten Bühne (Jonathan Mertz) zurechtzufinden. Eigentlich entspricht das Spiel mit fluiden Identitäten und diversen Sprachen ja durchaus der Textvorlage, und natürlich muss man hier nicht alles verstehen. Brechts expressionistisches Frühwerk führt in ein kaum zu lichtendes Dickicht. Allein in Rüplings nach seinem preisgekrönten Mammutwerk »Dionysos Stadt« mit Spannung erwarteter Inszenierung wird daraus über weite Passagen leider ein konfuses Kuddelmuddel.

Ein Zuschauer wird aufgefordert, Riedlers Shlink ins Gesicht zu spucken, was sie dem Zaudernden erleichtert, indem sie Klarsichtfolie darüber zieht. Garga schießt »Peng! Peng!« ruft mit einer Wasserpistole herum, es gibt viele alberne Scherze und eine wilde Kissenschlacht. Irgendwann schlüpfen alle zum Kuscheln und von Quieken begleiteten Gruppensex unter eine riesige Decke – wohl in Erinnerung an

hippieske Zeiten, gemeinschaftliche Experimente vor der großen Vereinzelung. Einer nach dem anderen kriechen sie schließlich wieder hervor und laufen auseinander.

Changierend zwischen Annäherung, innigen Küssen, Aggression und Abschottung gelingen den Schauspielern einige starke, schön verspielte Szenen, doch der Abend verheddert sich in assoziativem Geplänkel und bleibt letztlich viel zu unverbindlich und harmlos. ||

IM DICKICHT DER STÄDTE

Kammer 1 | 1., 8. März | 19 Uhr | 9., 20. März | 20 Uhr
Tickets: 089 23396600 | www.kammerspiele.de

Jede Drehung ein Schmerz

Ulrich Rasches »Woyzeck«-Inszenierung zeigt Opfer und Täter im monumentalen Kreislauf.

GABRIELLA LORENZ

»Woyzeck! Was hetzt er sich so ...! Er läuft ja wie ein offenes Rasiermesser durch die Welt, man schneidet sich an ihm.« So schreit der Hauptmann seinen Barbier an. Der hetzt von einem Prekariats-Job zum andern, um Frau und Sohn zu ernähren. Vom Hauptmann zum Militärdienst und zum Doktor, der ihn als Versuchskaninchen Erbsen fressen lässt, bis er Halluzinationen bekommt. 1836 schrieb der 23-jährige Georg Büchner sein Dramenfragment »Woyzeck«. 1837 starb er, der Text gehört zum Kanon der Weltliteratur.

In Ulrich Rasches Inszenierung, die 2017 in Basel entstand und vom neuen Intendanten Andreas Beck ans Resi geholt wurde, hetzt Woyzeck nicht. Sondern stapft schweren Schrittes auf einer riesigen Drehscheibe gegen die Fliehkraft des Lebens an. Regisseur Ulrich Rasche baut für seine Inszenierungen stets monumentale Maschinerien – Laufbänder wie für »Die Räuber«, einen runden Turm mit Außengängen wie für »Elektra«, beides am Residenztheater. Seine Maschinen sind unaufhörlich in Bewegung und zwingen auch die Darsteller dazu. Woyzeck (Nicola Mastroberardino) stemmt sich im endlosen Kreislauf dreieinhalb Stunden lang mit jedem Schritt vergeblich dem Fatalismus des Schicksals entgegen. Ein Sisyphos. Die Scheibe kann sich schräg bis fast senkrecht stellen, wer nicht angeseilt im Trott bleibt, stürzt ab. Das gilt für alle schwarz gekleideten Darsteller – Rasches deutliche Vorliebe für eine martialische Rammstein-Ästhetik der Kostüme (Sara Schwartz) ist nicht erst hier fragwürdig.

Büchners nihilistisches Märchen vom Sterntaler fehlt, vom Narren bleibt nur der Satz »Ich rieche, rieche Menschenfleisch«. Poesie hat keinen Platz. Dafür liefert die Musik von



Der Tambourmajor (Michael Wächter) hat Woyzeck (Nicola Mastroberardino) fest im Griff | © Sandra Then

Monika Roscher einen in jeder Szene wechselnden, aber stets drängend hämmern Rhythmus. Der bestimmt das Tempo von Gang und Sprache: jeder Schritt ein schleppendes Wort. Dennoch schaffen die Schauspieler erkennbare Charaktere: Thimo Strutzenberger als melancholischer Hauptmann, Florian von Manteuffel als zynischer Doktor, und vor allem Michael Wächter als virilitätsstrotzender Tambourmajor. Ein Soldatenchor skandiert »Ein Jäger aus Kurpfalz«, Woyzeck bleibt in dieser Gesellschaft der Underdog, neben seinem Freund Andres (Max Rothbart). Den menschlichsten Ton findet Woyzecks Geliebte Marie: Franziska Hackl ist im Begehren nach Lust und Anerkennung ebenso glaubhaft selbstbewusst wie im Reuegebet und der Todesfurcht. Und Mastroberardino zeigt Woyzecks innere Not in zunehmend schmerzlicheren Körperverrehungen. Beeindruckend stilisiert ist der Mord, ganz ohne Messer: nur eine Bewegung Woyzecks, und Marie fällt nicht, sondern sackt stehend in sich zusammen. Hier ist nicht Woyzeck das Messer, sondern die Welt, an der er sich täglich schneidet und tödlich verletzt. ||

WOYZECK

Residenztheater | 7. April | 19.30 Uhr | 8. April | 19 Uhr
Tickets: 089 21851940 | www.residenztheater.de

Anzeige

Film
in der edition text+kritik



Hans Richard Brittnacher / Elisabeth K. Paefgen (Hg.)
Im Blick des Philologen
Literaturwissenschaftler lesen Fernsehserien
Februar 2020, 404 Seiten,
zahlreiche s/w-Abbildungen
€ 36,-
ISBN 978-3-96707-092-7

Siebzehn Beiträge von Literaturwissenschaftler*innen über unterschiedliche Serien demonstrieren die mediale Vielfalt von Fernsehen und Streaming und verdeutlichen, welchen Beitrag ein philologischer Ansatz zur Betrachtung von (Fernseh-)Serien leisten kann. Die Bandbreite reicht hier von den »Gilmore Girls« bis zu »Babylon Berlin«, von »The Sopranos« bis zu »Boardwalk Empire« und nicht zuletzt »Star Trek: Discovery«.

etk

edition text+kritik · 81673 München · www.etk-muenchen.de

||VORMERKEN! ||

1., 2., 9., 10., 19., 20. März

ÉTUDE FOR AN EMERGENCY. COMPOSITION FOR TEN BODIES AND A CAR

Kammer 2 | 20 Uhr | Tickets: 089 23396600
www.kammerspiele.de

Florentina Holzinger geht an Grenzen. Die Performerin, Tänzerin und Choreografin erforscht den Körper: Was kann er, was macht er, wie kann man ihn zum Fliegen bringen? Eben »der Körper in Verhandlung mit seinem Umfeld«, wie Holzinger es neutral formuliert. Beim Publikum kommen ihre Performances weniger neutral an. Sie verstören durch Ausstellung von unbekleideten Körpern, da wo Nacktheit für viele nicht passt. Holzinger nennt das »Nacktkostüm«. Sie verstört dadurch, dass sie diese Körper oft an physische Grenzen bringt und auch die Schamgrenze der Zuschauer übertritt. Trotzdem wirken ihre Performances niemals aufreizend, sondern geradezu unschuldig. In ihrer neuen Arbeit »Étude for an Emergency. Composition for ten Bodies and a Car« beschäftigt Holzinger sich mit dem Stunt als schwierigem körperlichem Akt, der besondere Fähigkeiten erfordert, und vergleicht ihn mit der Arie in der Oper. Stuntfrauen, Opernsängerinnen, Performerinnen und ein Auto sind die Mitwirkenden dieser musikalischen Studie. In opernhafte Ritualen und orchestrierten Crashtests lernen die Performerinnen, ihre Körper und Stimmen zu beherrschen, und bereiten sich für den Notfall vor.

13., 14. März

HALTESTELLE

Schwere Reiter | Dachauer Str. 114 | 20 Uhr
Tickets: ticket@pathosmuenchen.de

Die Theaterförderungen für die freie Szene 2020 wurden Anfang Februar verkündet und wieder fehlen wichtige Münchner Theatremacher: Einer davon ist Stefan Kastner, der seit 2008 antike Götter und Philosophen mit prosaischen Helden der Neuzeit aus Sport, Klatsch und Showgeschäft verwebt. Verschoben und absurd werden seine Theaterabende gerne genannt, weil sie Zeit und Raum durcheinanderwerfen und Bayern so himmalen, wie man es vielleicht gern hätte. Wenn ein Neuplatoniker auf Christel Sembach-Krone trifft, wenn die Gebrüder Asam mit Heide Rosendahl und Ulrike Meyfarth wetteifern, wenn Ingeborg Bachmann Charles Schumann umarmt oder Göttin Aphrodite mit ihren Latein(!)schülern die Gleisschrauben festzieht, dann befinden wir uns im Universum von Kastner. Jetzt gibt es ein Wiedersehen mit »Die Haltestelle«. Karl, kongenial lakonisch gespielt von Rainer Hausteiner, ist eine typische Kastner-Figur. Der arbeitslose Herrenausstatter mit Standesbewusstsein verbringt seine Tage an einer Bushaltestelle am Hauptbahnhof. Dort soll der Doge von Venedig ankommen, deswegen können die Damen von der Bahnhofsmision nicht zu ihrem Skiausflug ins Sudelfeld aufbrechen, wenn nicht Aphrodite einspringt und die Gleise repariert.

Kein Prosit der Gemütlichkeit

Christina Tscharyski inszeniert Stefanie Sargnagels Satire »Am Wiesnrand« als Tanz auf dem Bierbauch.

CHRISTIANE WECHSELBERGER

In »Statusmeldungen« schreibt die österreichische Autorin Stefanie Sargnagel: »Mein Traumjob als Kind war eigentlich immer Märtyrerin.« Von einem gewissen Standpunkt aus betrachtet hat sie dieses Ziel erreicht. Für das Münchner Volkstheater war sie letzten Herbst zwei Wochen lang täglich auf der Wiesn – meistens nüchtern – und hat ein Stück darüber geschrieben. Herausgekommen ist ein Bilderreigen des Grauens, des Jammers und des Fremdschämens, eine nur unwesentlich verbösernte Bestandsaufnahme des größten Besäufnisses der Welt, bei dem Drogenkonsum allerdings aufs Schärfste verfolgt wird.

»Am Wiesnrand« heißt Sargnagels scharf und witzig auch den faschistoiden Untergrund dieser »eigentümlichen Massenveranstaltung« sezierender Text, stand sie doch als Beobachterin am Rand. Am Rand liegt aber auch der Kotzhügel, auf den die Wiesn alles ausspeit, was nicht mehr kauen kann. Also hat Sarah Sassen einen Hügel auf die Bühne des Volkstheaters gebaut, in Form eines Bierbauchs mit leicht behaarter Brust. Wie Bergsteiger erklimmen Henriette Nagel, Pola Jane O'Mara, Nina Steils, Jan Meeno Jürgens und Jonathan Müller diesen Hügel. Erst auf den zweiten Blick entpuppen sie sich als Flöhe (Kostüme: Svenja Gassen), die, wie es so Floh-Art ist, wuselig auf dem Bauch herumhüpfen und -krabbeln, lustig durcheinanderpurzeln und an der Wampe saugen. Christina Tscharyski stellt dem Ensemble in ihrer rustikalen Inszenierung die Band Euroteuro zur Seite. Die nervt wie die Originalkapellen mit der Wiederholung schlimmer Musik und gruseligem Wir-haben-Spaß-Duktus von Schlagermusikanten. Nur die Ausflüge ins Punk-Genre wirken recht unglaublich. Derweil trägt das Ensemble in freundlichem Erzählerton abwechselnd das Wiesntagebuch Sargnagels vor, fällt auch mal besoffen in der Gegend umher, zuckt wie unter Elektroschocks, kreist im Hula-Hoop-Reifen oder frömmelt im katholischen Betsingsang.

Sargnagels Text zeichnet Bilder, die die Menschheit als deprimierenden Bodensatz der Schöpfung erscheinen lassen, über den man trotzdem lachen muss. Ihre satirische Überhöhung der Trachtenumzugskommentare lässt an Schrecken nichts zu wünschen übrig. Auch die zweifelhafte Geschichte der Wiesn als Ort sogenannter Exotenschauen bleibt nicht unerwähnt. Die Bekanntschaft mit Security und Polizei offenbart der Autorin nichts Neues, denn Rassismus ist ihr als Österreicherin vertraut.

Durchzogen ist der Text von der Suche nach dem Traumprinzen, denn die Gesellschaft trägt eine Tendenz von Torchlusspanik an Sargnagel heran, doch erscheint ihr der unbedingte Wille sich zu vereinen in diesem Umfeld als Akt der



Erschöpft am Wiesnrand: Jan Meeno Jürgens | © Arno Declair

Verzweigung. Die geschilderten Beischlafszene erregen dann auch eher Mitleid. Das Ganze mündet in Splatter, wenn Frauen eine wundersame Wandlung ins Schreckliche gemacht haben. Vor lauter Hunger beißt eine dem Typen mit dem Stoffhendlut in den Kopf, dass das Hirn raushängt. Darauf ein Prosit der Gemütlichkeit. ||

AM WIESNRAND

Volkstheater | 5., 6. März, 2. April | 19.30 Uhr
Tickets: 089 5234655 | www.muenchner-volkstheater.de

»Sind wir noch zu retten?«

Das fragen sich Regisseurin Klaudia Schmidt und sieben Schauspieler in ihrer Revue über die Netz-Abhängigkeit der Millennials im Theater Dasvinzenz.

GABRIELLA LORENZ

Dabei verspricht die gutgelaunte Truppe (zwei Männer, fünf Frauen): »Keine Fragen, nur Antworten!« Eine heißt: »Leben war gestern, Surfen ist heute.« Statt das echte Draußen und Probleme mit echten Menschen zu riskieren, bleibt man mit dem Smartphone in der Komfortzone daheim auf dem graublauen Samtsofa. Da kann man für Dating Apps sein Profil entwerfen, über Whatsapp locker Termine absagen und Kontakte per Klick beenden, statt sich mit dem Wirklichkeitsvirus einer Beziehung anzustecken. Man hätschelt halt die Tastatur als Pet-Ersatz.

Die Schauspieler, alle so 20 bis 30, haben viel reflektiert, das Meiste ist oberflächlich und nicht neu. Klaudia Schmidt hat die lockere Nummernrevue inszeniert, manchmal witzig, einiges wiederholt sich und zieht die 80 Minuten in die Länge. Beim Spott über digital-unkundige Senioren vergisst man leicht: »Das Leben ist dreidimensional.«

Die Liebessuche im Netz ist ein Markt, aber die Sehnsucht nach Nähe wird blockiert von der Angst vor echten Menschen. Im Headphone-Getöse setzen zwei zarte Musik-Momente unerwartete Kontrapunkte: Das Chor-Volkslied »Fein sein, beinander bleibn« sowie Gretchens Lied »Meine Ruh' ist hin« aus Goethes »Faust« lassen nachdenken über Gegenmodelle. Und die erstaunliche Erkenntnis »Denken ist wie googeln, nur krasser« könnte uns vielleicht retten. ||

SIND WIR NOCH ZU RETTEN?

dasvinzenz | Elvirastr. 17a | 29. Feb., 1., 6.–8. März | 20 Uhr
(So 18 Uhr) | Tickets: 089 182694 | www.dasvinzenz.de

Wer grillt wen oder was?

Kabarettist Michael Altinger wirft ein »Schlaglicht« auf unsere Denkweisen und schämt sich unverschämt mit.

Alt fühlt er sich mit seinen 49 Jahren. Schon sagen die Ersten, dass er für sein Alter noch gut aussieht. Die Frau ist grad weg, die Kinder sind ausgezogen, tagsüber ist er einsam. Und abends fragt er nur noch: »Wo stirbt der Bär?« Ansonsten zeigt Michael Altinger in seinem neuen Kabarettprogramm »Schlaglicht« keine Alterserscheinungen, sondern ist ganz der Alte: quirlig, aufgedreht, boshaft schlagfertig, krachert bayerisch und unverschämt als Animator. Er muss ja die CD seines letzten Programms »Hell« unters Publikum bringen, weil ihm die tausendfache Billigpressung das Schlafzimmer zustellt.

»Schlaglicht« ist Teil zwei einer geplanten Trilogie, die Michi Altinger 2022 vollenden will. Seine Bühnenfigur, der naiv-bauernschlaue Prototyp aus Strunzenöd, hat zur Grillparty geladen. Als Ehrengast erwartet er seinen Unfallgegner aus »Hell«, der für ihn zur Lichtgestalt geworden ist: Hellmut Lux. Seinerseits Prototyp des erfolgreichen Blenders und Abzockers, der mit seiner Erfindung PCSM, dem »Potato Cutter Salad Maker«, den perfekten Kartoffelsalat zum verbrutzenden Grillgut verspricht. Leider verspätet er sich erheblich. Wie seine Sekretärin Altinger am Telefon abfertigt, kann man an dessen Gesicht ablesen. Zwischen den Anrufen hat er durchs pantomimisch geöffnete Gartentor die Gäste seiner Grillparty fest im Blick: Die Yogalehrerin findet einen Knutschpartner, der Dr. Dirlbeck für seinen Vortrag in den Schafen als Zaungästen verständige Zuhörer. Da bleibt Zeit für Lieder an die abwesende Gattin, »weil ich sie so sehr vermisse«: erlesene Bosheiten, liebevollst verpackt. Altinger singt viel und rockt gern, mit seinem stoischen Musiker Martin Julius Faber wettet er auf die Wirkung von Witzen. Faber wird kurz abtrünnig, weil er zum Tanz in den Mai aufspielen muss, kriegt aber danach erstmals ein Solo, das er lakonisch trocken abhakt (Regie: Gabi Rothmüller). Altinger und seine Co-Autoren Alexander Liegl und Thomas Lienenlücke untersuchen Wahrheit und Verdrängung, Moral und Heuchelei. Man kann sich alle Umweltprobleme zurechtlegen oder verharmlosen, wie die Flugscham: »Immer mehr Menschen fliegen immer mehr mit schlechtem Gewissen.« Und beim Grillen muss »der Charakter vom Fleisch« stimmen: »Es darf kein böses Tier gewesen sein.« Man lernt Toleranz und Geduld: »Wenn man einem Menschen sagt, dass er ein Depp ist, ist er beleidigt. Wenn er von selber draufkommt, ändert er sein Verhalten.« Altingers Alter Ego aber lässt sich wieder vom Heilsbringer Lux über den Grilltisch ziehen: mit einem dorfüberspannenden Schutzzelt. Was er wohl bis zum dritten Teil dazulernt? || g!

MICHAEL ALTINGER: SCHLAGLICHT

Bürgerhaus Garching | 19. März || Kultur im Oberbräu Holzkirchen | 21.3. || Schlachthof | 24.4. || Lach- und Schießgesellschaft | 14.5., 25.6., 5.10. || Stadthalle Germering | 20.5. jeweils 20 Uhr | Tickets: www.michael-altinger.de

Anzeige

18. → 28.03.20
PRINZ
REGENTEN
THEATER
OPER VON
BENJAMIN
BRITTEN

**A MID
SUMMER
NIGHT'S
DREAM**

BR Münchner
Rundfunk
orchester

HOCHSCHULE
FÜR MUSIK UND THEATER
MÜNCHEN

089
2185 1970
THEATER
AKADEMIE
.DE

theater
akademie
august
everding

Anzeige

**BÜRGERHAUS
PULLACH**
Heilmannstr. 2, 82049 Pullach i. Isartal
T. 089 744 752-0 www.buergerhaus-pullach.de

11. März 2020, 20 Uhr
Gábor Boldoczi (Trompete)
Franz Liszt Kammerorchester

24. März 2020, 20 Uhr
**Christian Muthspiel &
Orjaztra Vienna** (Jazz & More)

26. März 2020, 20 Uhr
Ludwig Müller
Witz ins Dunkel (Kabarett)

19. März 2020, 20 Uhr
**Leben Eduards
des II von England**
Neues Globe Theater

© Phillip Plum



Henriette Boerendans & Bette Westera Buchstabenzoo

26 Buchstaben hat unser Alphabet. 26 Zeichen, in die man Welten packen, mit denen man Gedanken festhalten und sie zum Fliegen bringen kann. In dem Kunstbilderbuch »Affe Bär Zebra« ordnet die niederländische Holzschnittkünstlerin Henriette Boerendans Buchstaben Tieren zu. Chamäleon, Dachs, Maulwurf oder Elefant tummeln sich auf Farbflächen, die Räume andeuten und dem Betrachter alle Freiheit beim langen Schauen lassen. Für jedes Tier hat Bette Westera ein Gedicht erdacht, in dem man nicht nur – im Geiste – rhythmisch mithüpft, sondern auch so manches über das jeweilige Wesen erfährt. Große Men-

schen werden ihr Vergnügen an den besonderen Darstellungen haben, ebenso wie kleine, die sich gerade mit dem Universum der Buchstaben anfreunden. Am meisten hat man davon, wenn man gemeinsam in diesem Buch blättert: schaut und hört, und beim nächsten Zoobesuch kann man dann damit angeben, was man alles weiß. Von Q und M, von D und E ...

2017 wurde »Aap, Beer, Zebra« für den Preis für das beste niederländische Kinderbuch, den »Woutertje Pieterse Prijs« nominiert. Die Bilder aus dem Buch sind im Rahmen der Bücherschau Junior zu sehen. || cp

14. MÜNCHNER BÜCHERSCHAU JUNIOR
Münchner Stadtmuseum | St.-Jakobs-Platz 1 | **7. bis 15. März**
täglich 9–19 Uhr | Eintritt frei
www.muenchner-buecherschau-junior.de

HENRIETTE BOERENDANS (BILD), BETTE WESTERA (TEXT): AFFE BÄR ZEBRA
aracari verlag, 2019 | aus dem Niederländischen von Rolf Erdorf
60 Seiten, durchgehend vierfarbig | 18 Euro | ab 4 Jahren

Lustvoll offen für das Mögliche

Uwe Timm feiert im März seinen 80. Geburtstag. Eine Gratulation.



Uwe Timm | © Isolde Ohlbaum

PETRA HALLMAYER

»Literatur«, erklärt Uwe Timm in »Der Verrückte in den Dünen«, »ist der utopische Raum. Eine Verweigerung der Nur-Realität, ein grundsätzliches Anders-Sein gegenüber dem Jetzt-und-Hier-Sein.« Der Band mit Reflexionen und Geschichten über »Utopie und Literatur«, der zu seinem 80. Geburtstag erscheint, ist auch eine von vielen Fragezeichen durchzogene Selbstverortung und ein Glaubensbekenntnis. Darin spürt Uwe Timm den Widersprüchen zwischen dem menschlichen Glücksverlangen und politischen Disziplinierungen nach, der Verwandlung von utopischen Gesellschaftsentwürfen in diktatorische »Erziehungsgesellschaften«, gegen die er beharrlich die subversive Kraft der Literatur beschwört.

Er wollte, meint er im Vorwort, erkunden, wo sich andere, »gerechtere, freiere, lustvollere Möglichkeiten des Zusammenlebens finden«. Eine Formulierung, die aus einem 68er-Aufruf stammen könnte. Die Studentenbewegung, mit der er sich seit seinem Debütroman »Heißer Sommer« von 1974 immer wieder auseinandergesetzt hat, hat Uwe Timm nachhaltig geprägt. Doch er gehört weder zu den Wir-damals-Nostalgikern, noch zu den besserwisserisch wetternden Bekehrten. Er ist ein unermüdlich Fragender und Hinterfragender, der sich auf Überzeugungen stützt, aber keinen Gewissheiten vertraut.

In seinen poetologischen Essays hat er sich von dem Postulat eines politischen Auftrags als Autor fortbewegt zu einer »Ästhetik

des Alltags«, einem Konzept von Literatur als einem »schönen Überfluss«, der sich allen Nützlichkeitsforderungen entzieht.

Dabei blieben seine Bücher stets in der Realität beheimatet. Der 1940 in Hamburg geborene Schriftsteller, der als Dreijähriger die Schrecken der Bombennächte erlebte, hat den geistigen Nährboden des Nationalsozialismus beleuchtet von seinem polyperspektivischen Montageroman »Morenga« über den Kolonialkrieg der Deutschen gegen die Nama und Herero bis zu seinem bislang letzten Roman »Ikarien« über den Eugeniker Alfred Ploetz, in Romanen wie »Kerbels Flucht« oder »Rot« die Ohnmachts- und Verlustserfahrungen der Generation der 68er geschildert, sich in der Erzählung und Selbsterkundung »Der Freund und der Fremde« spät noch einmal seinem Weggefährten Benno Ohnesorg angenähert und mit »Johannisnacht« einen »Nachwenderoman« geschrieben.

Als Chronist der Bundesrepublik wird Uwe Timm oft bezeichnet. Er hat sein Leben fiktionalisiert, in Literatur verwandelt, anhand seiner Familiengeschichte, den Erinnerungen an seinen Bruder, der sich der SS-Division »Totenkopf« anschloss, kollektive und familiäre Mythen untersucht.

In der Erzählung »Am Beispiel meines Bruders«, die nichts gemein hat mit der gegenwärtigen Flut bittersüß melodramatischer NS-Familiensagas, begab er sich 2003 auf eine tastende Spurensuche, die kompromiss-

los frei ist von Entlastungen und dennoch nie selbstgerecht überheblich. Er vergegenwärtigt die gespenstischen Schuldverleugnungen nach dem Krieg und zeigt die im Zorn nistende Liebe zu einem Vater, der den kleinen Jungen noch das Hackenschlagen, Tugenden wie Gehorsam und Tapferkeit lehrte, durch den er eine Erziehung erfuhr, die zu einer lebenslangen Suche nach einer Sprache der Sinne führte, ihn zu einem Archäologen der verschütteten Wünsche machte.

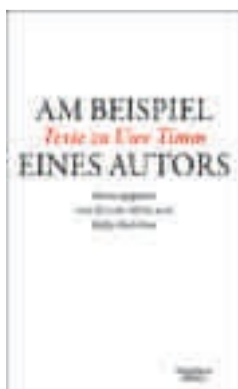
Vor allem anderen aber ist er ein leidenschaftlicher und lustvoller Geschichtensammler und -erzähler. »Zuhören« heißt ein Gedicht von Peter Härtling für Uwe Timm. Viele Passagen bei ihm klingen wie dem Leben abgelauscht. Erzählen, meint Moritz Rinke in »Am Beispiel eines Autors«, einer Sammlung sehr persönlicher Geburtstagsglückwünsche prominenter Gratulanten wie Michael Krüger, Dagmar Leupold, Ingo Schulze und Tilmann Spengler, müsse »immer etwas mit Lust zu tun haben, vielleicht ist Timm deshalb eigentlich kein typisch deutscher Erzähler.«

Der Autor von »Die Entdeckung der Currywurst« und »Rennschwein Rudi Rüssel« wird von vielen gern gelesen, was bei manchen Kritikern reflexartiges Naserümpfen auslöst. Doch Uwe Timm, der in München und Berlin lebt, ist nicht nur einer der erfolgreichsten, sondern einer der vielseitigsten deutschen Schriftsteller. Seine Prosa, in der er Entwicklungsromane mit dokumentarischen

Zeugnissen, autobiografische und fantastische Elemente collagiert, fügt sich nicht in konventionelle Formenschemata. Seine gern so leichtfüßig daherkommenden Texte entfalten komplexe Gespinste, wobei sie mitunter etwas überkonstruiert und -codiert geraten können. Vom »rhizomatischen Charakter des Timm'schen Werkes« spricht sein Lektor Martin Hielscher, das Motive variiert, Fäden fortspinnt, in dem Figuren immer wieder auftauchen, und das auch eine Selbsterforschung voller Ambivalenzen und Zweifel ist.

Nicht zuletzt erzählt er darin von der Liebe, ihrem Verebben in der Ehe, von Verlusten, der Vergänglichkeit und dem Tod. Seine Protagonisten, die die Sehnsucht nach Veränderung in ferne Länder, andere Kulturen und in die Arme anderer Frauen treibt, die ins Chaos und schmerzliche Selbstfindungsprozesse schlittern, sind Scheiternde. Dennoch hat er nie den Glauben daran verloren, dass es eine andere Realität geben könnte. »So alternativlos«, erklärt er in »Der Verrückte in den Dünen«, »ist die politische Wirklichkeit nicht.«

Viele, die mit ihm arbeiten, betonen, wie alterslos dieser so hellwache präzise Schriftsteller, der am 30. März 80 wird, immer noch wirkt. »Ist der Mann unsterblich?«, fragt der niederländische Verleger Joost Nijssen in »Am Beispiel eines Autors«. »Das bleibt abzuwarten, aber es sieht ganz so aus. Und falls es doch nicht der Fall sein sollte, gibt es noch seine Romane.« ||



UWE TIMM: DER VERRÜCKTE IN DEN DÜNEN. ÜBER UTOPIE UND LITERATUR
Kiepenheuer & Witsch, 2020 | 192 Seiten | 20 Euro

KERSTIN GLEBA, HELGE MALCHOW (HG.): AM BEISPIEL EINES AUTORS.
TEXTE ZU UWE TIMM
Kiepenheuer & Witsch, 2020 | 208 Seiten | 20 Euro

Beide Bücher erscheinen am 5. März.

Heraus aus dem Sprachkäfig

Kübra Gümüşay zeigt, wie Worte gesellschaftliche Realität prägen, und weist Auswege aus diskriminierenden Diskursen.

CHRIS SCHINKE

Was war zuerst da, die Sprache oder unsere Wahrnehmung? Diese Frage steht am Anfang von Kübra Gümüşays Essay »Sprache und Sein«. Ausgangspunkt ihrer weitreichenden Reflexionen über unsere Alltagssprache(n) und deren politische Implikationen ist das türkische Wort »yakamoż«. Anschaulich schildert die Autorin, wie sie es in einer Sommernacht in einer türkischen Kleinstadt zum ersten Mal hört, am Hafen sitzend, aus dem Mund ihrer Tante, die zum Mond aufblickt: »Sieh nur, wie stark dieser »yakamoż« leuchtet!« Gümüşay, die zu dem Zeitpunkt kein außergewöhnliches Leuchten wahrnimmt, fragt: »Wo denn?«, als ihre Eltern sich schließlich einschalten. Ihnen zufolge beschreibt das Wort »yakamoż« nämlich die Reflexion des Mondes auf dem Wasser. »Und jetzt sah auch ich das helle Leuchten vor mir in der Dunkelheit. »Yakamoż.«

Mit diesem Beispiel verweist Gümüşay auf den Grundzusammenhang von sprachlichen Artikulationen und den mit ihnen einhergehenden Wahrnehmungsfähigkeiten und hält fest: »Sprache verändert unsere Wahrnehmung. Weil ich das Wort kenne, nehme ich wahr, was es benennt.« Die Hypothese mag, kognitionswissenschaftlich-sprachphilosophisch betrachtet, ausbaufähig sein, sie zeigt aber, welche weitreichenden Folgen sich für den Zusammenhang Sprache und gesellschaftliches/politisches Handeln ergeben. Denn, so

Gümüşay, Herrschaft und Hegemonie einer gesellschaftlichen Gruppe über eine andere zeige sich vor allem anhand der gebrauchten Sprache. Mit der konkreten Folge, dass diese Sprache eine Realität forme, eine Verhärtung, die später kaum mehr hinterfragt werde. Besonders betroffen hiervon seien ethnische Minderheiten, die in einer weißen Mehrheitsgesellschaft wie der unseren unter dogmatischen Kategorisierungen litten.

Gümüşay spricht an der Stelle freilich auch von sich selbst als kopftuchtragende gläubige Muslimin, die in der Öffentlichkeit unter starren Zuordnungen zu leiden habe. Denn häufig werde sie eben nicht gleichwertig als Journalistin und Wissenschaftlerin wahrgenommen, sondern lediglich als Frau mit Kopftuch, die gegenüber der Mehrheitsgesellschaft und ihren neugierigen Fragen stets auskunftswillig zu sein habe. Gegen diese soziale »Inspektion« sowie gegen ein bloßes »Benanntsein« wehrt sich Gümüşay vehement, besonders wenn es um die stets wiederkehrende Frage ihrer Herkunft geht. Aber woher kommst du wirklich?, wird die gebürtige Hamburgerin immer wieder gefragt. Es sind eben jene sprachlichen Taubheiten der Mehrheitsgesellschaft, die zu benennen Gümüşay ein treffsicheres Gespür beweist.

Wobei wir bereits mitten drin wären im gesellschaftlichen Konflikt, der meist auf



Kübra Gümüşay
© Paula Winkler



empörter Anklage benachteiligter Gruppen einerseits und einem – oftmals nicht weniger empörten – Verteidigungsreflex der Mehrheitsgesellschaft beruht. Empörung, so Gümüşay, sei zwar zur Veränderung repressiver sozialer Strukturen notwendig, sie sei aber bei Weitem kein Selbstzweck. Häufig führten die darauf einsetzenden Reflexe im Diskurs zu gesellschaftlicher Stagnation. Einem ausschließlich identitätspolitisch betriebenen Gesellschaftsprojekt stellt Kübra Gümüşay somit ein individualperspektivisches an die Seite. Und dies auf wohlthuende Weise. So sieht sie auch im viel kritisierten Begriff »alter weißer Mann« eine durchaus emanzipatorische Perspektive, nämlich in dem Sinne, dass nun zum ersten Mal Vertreter der Mehrheitsgesellschaft spüren, was es heißt, eben nicht als Individuum, sondern ausschließlich als Ange-

höriger einer bestimmten Kategorie wahrgenommen zu werden – eine heilsame Erfahrung, ebenso heilsam wie die Lektüre von Kübra Gümüşays bemerkenswertem, wenn gleich sprachwissenschaftlich an mancher Stelle zu kurz geratenem Essay. ||

KÜBRA GÜMÜŞAY: SPRACHE UND SEIN
Hanser, 2020 | 208 Seiten | 18 Euro

EIN ABEND MIT KÜBRA GÜMÜŞAY
WOCHEN GEGEN RASSISMUS:
SPRACHE UND SEIN
Moderation: Mareike Nieberding
Literaturhaus, Saal | 30. März | 20 Uhr,
Foyer-Bar ab 19 Uhr

Anzeige

H A U S DER KUNST

Franz Erhard Walther, »Kontexte«, 1998
Collection of The Franz Erhard Walther Foundation
© 1998 Franz Erhard Walther Foundation
Photo: Romy Klabusch
Franz Erhard Walther, »Kontexte«, 1998

**Franz Erhard
Walther**

Shifting Perspectives
06.03 – 02.08.20

S T R E T C H Y O U R V I E W

Elende Jugend

Marion Messina hat mit ihrem Debüt Furore gemacht und Vergleiche mit den ganz Großen evoziert.

CAROLIN WERTHMANN

Eine der großen Lügen der Adoleszenz ist das Versprechen, ein Studium würde die Zukunft besser machen: Freunde? Scharenweise. Liebschaften? Dutzende. Jobperspektiven? Glänzende. Die französische Autorin Marion Messina aber hält ihren Lesern die Finger ins heiße Fett und macht in ihrem Debüt »Fehlstart« ziemlich abgebrüht klar: Falsch. Ganz falsch. Das Studium und das Leben junger Menschen kann bitter aussehen. Wie das ihrer Hauptfigur Aurélie, kaum 20 Jahre alt, Jurastudentin und im Zustand einer 50-Jährigen in der Midlifecrisis. Freunde? Wenige. Liebschaften? Null. Jobperspektiven? Kaum. In Messinas Welt gehen Akademiker putzen und als Hostess zum Empfangsservice. Sie wollen alles und kriegen nichts und knechten sich unter dem Druck der Konformität. Sie wollen dazugehören, auf Partys gehen, mit so vielen Leuten wie möglich schlafen – weil man das doch tut, wenn man jung ist.

»Fehlstart« ist eine von Wut geschwängerte Kampfschrift auf das Leben im Dazwischen, ein knappes, auf 160 Seiten reduziertes Fragment aus dem Leben einer 20-Jährigen, das nicht so ist, wie sie sich das vorgestellt hat. Die kapitalistische Gesellschaft, der soziale Status, das französische Bildungssystem und zuletzt die eigene Unsicherheit machen es den Yolo-(»You only live once«)-Konformisten nicht möglich, Fuß zu fassen und Schritt zu halten mit denen, die ihrem Leben in Pariser Penthousewohnungen frönen.

In Frankreich wurde der raue, unverfälschte Stil der 1990 geborenen Autorin mit Michel Houellebecq und Virginie Despentes verglichen – zunächst eher lukrativ fürs Verlagsmarketing. Aber es sind tatsächlich diese unverfrorenen Beschreibungen, die Messinas Stoff Zunder geben. Nicht, weil sie vermeintlich damit provoziert, wenn sie Sätze schreibt wie »das erektile Organ zwischen seinen Beinen würde ihn nötigen, eine andere Vagina zu erobern«. Sie zünden, weil sie sich wie in einem erbosten Bewusstseinsstrom auf Papier

gebannt lesen, als könnte nichts drängender sein, als das Schicksal dieser jungen Frau stellvertretend für so viele in die Welt zu tragen.

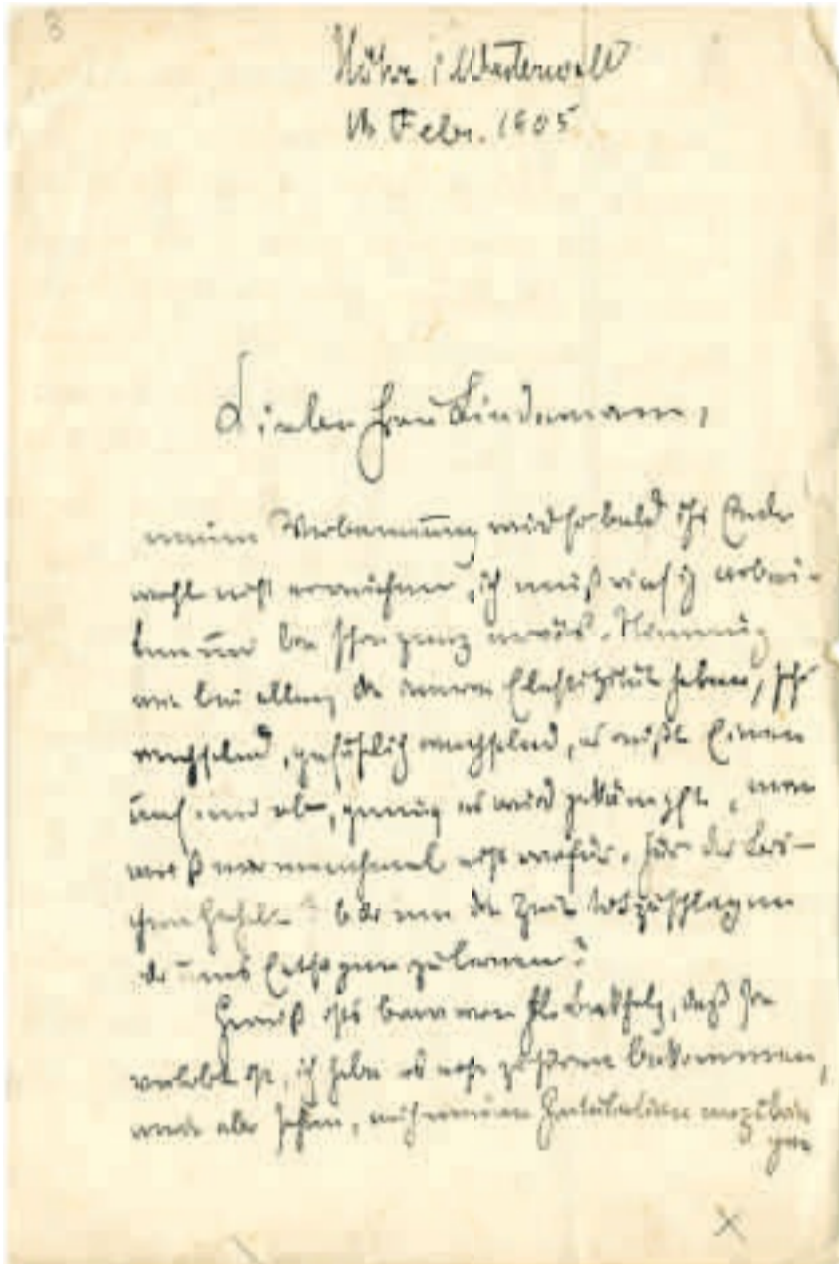
Aurélies erste große Liebe ist ein schnöder Luftikus, ein kolumbianischer Bubi namens Alejandro, dem die Frauen zufliegen und der glaubt, wenige Jahre Altersunterschied zwischen ihnen ermächtigt ihn zu einer heillosen Überreife, die ihn Sachen sagen lässt wie: »Ehrlich gesagt glaube ich nicht an Paarbeziehungen. Ich will dir nicht wehtun oder dich ärgern. Wir haben etwas Gutes, etwas sehr, sehr Gutes zusammen, aber wenn wir das irgendwie offiziell machen, geht es den Bach runter. Bei mir waren alle Beziehungen Katastrophen. Ich muss meine Freiheit behalten.« Alejandro nervt mit seiner Ich-bin-ein-Draufgänger-und-steh-dazu-Nummer, und natürlich geschieht das Erwartbare: Er verlässt Aurélie, sie glaubt, die Welt gehe unter.

Messinas Debüt endet mit den Worten »Aurélie war zwanzig Jahre alt«. Ein nüchternes Ende und doch der vielleicht einzige Hoffnungsschimmer in dem sonst so pessimistischen Manifest. Obwohl Aurélie den Glauben an die Welt verliert, ist ein Fehlstart keine Garantie für ihren Untergang. ||



MARION MESSINA: FEHLSTART
Aus dem Französischen von Claudia Steinitz
Hanser, 2020 | 168 Seiten | 18 Euro

Lebensnotwendige Kommunikation



An Charitas Lindemann, 18.02.1905. Faksimile aus der kritischen Ausgabe der Briefe.
© Ernst Barlach Haus, Hamburg

FLORIAN WELLE

Ernst Barlachs Skulpturen graben sich ins Gedächtnis. Wer einmal das im Hamburger Jenischpark gelegene Ernst-Barlach-Haus besucht oder die häufig für Kirchen geschaffenen Werke gesehen hat, weiß das. Etwa den berühmten »Schwebenden Engel«, oder die ungeheure Kraft des Ausdrucks des aus Eichenholz gefertigten »Schwertziehers« von 1911, der mit nach oben gerecktem Kopf breitbeinig dasteht.

Barlach wählte als Motive Bettler und Berserker, Greise und Hexen, Lachende und Lesende, und egal wie einsam, verträumt, traurig oder arm die Dargestellten sind: Immer scheinen sie in sich zu ruhen, ummantelt zu sein von Würde und Menschlichkeit. Ummantelt im doppelten Sinne, zeigt Barlach doch seine Figuren fast nie nackt, sondern stets in Gewändern und Umhängen. Sie sind autonome Individuen im besten Sinne des Wortes. Welche Kunstauffassung den 1870 in Wedel Geborenen leitet, drückt er in einem Brief aus, den er 1911 an Wilhelm Radenberg schrieb. »So habe ich doch alle bestimmenden Anregungen aus der Natur«, heißt es dort und weiter: »Die Natur hat Feierlichkeit und Behagen, Grotteskes und Humor oft in einem Objekt und einer Linie. Wenn Sie hier meinen Empfindungen mißtrauen, bitte ich Sie z. B. die Bleistiftskizze in dem russischen Skizzenbuch – die »fette Bettlerin« mit der daraus gewordenen Skulptur zu vergleichen. Ich habe nichts verändert, von dem was ich sah, ich sah es eben so, weil ich das Widrige, das Komische und (ich sage es dreist) das Göttliche zugleich sah.«

Ernst Barlach war eine Mehrfachbegabung, arbeitete als Bildhauer, schuf Grafiken und verfasste Dramen. Er erzählte sein Leben selbst und führte Tagebuch, doch so nah wie durch die kritische Ausgabe seiner Briefe in vier Bänden, die pünktlich zum 150. Geburtstag am 2. Januar erschienen ist und Ende März im Münchner Literaturhaus vorgestellt wird, ist man dem Künstler vielleicht noch nie

gekommen. Auch wenn sämtliche Gegenbriefe nicht mehr erhalten sind. Mehr als 500 der rund 2200 von Holger Helbig, Karoline Lemke, Paul Onasch und Henri Seel herausgegebenen und mit Anmerkungen versehenen Briefe waren bislang unveröffentlicht. Briefe zu schreiben, verstand Barlach »nicht als Kunst«, sondern als »lebensnotwendige Kommunikation«, heißt es in dem instruktiven Nachwort der Herausgeber. Daran schließt sich ein umfangreicher wissenschaftlicher Apparat an, was die Edition für die Barlach-Forschung unverzichtbar machen dürfte.

Doch die Bände, mit Fotografien, Postkarten sowie Abbildungen einzelner Werke auch optisch ansprechend aufgemacht, sind auch eine Einladung an den interessierten Laien. Dieser wird wohl hierhin und dorthin blättern; sich kurzzeitig festlesen, dann weiterschweifen und so die unterschiedlichen Facetten des zu keiner Zeit Kompromisse eingehenden Künstlers kennenlernen. Den jungen Mann, der sich Friedrich Düsel gegenüber als leidenschaftlicher Leser von Wildwestromantik zu erkennen gibt und bereits früh über ein Talent zur Beobachtung verfügt. Fast möchte man ihn einen Malte Laurids Brigge avant la lettre nennen, wenn er Düsel im Frühjahr 1895 aus Paris mitteilt: »Lieber Friedrich – nun laufe ich hier jeden Tag auf dem Pflaster und schmeiße meine Augen nach rechts und links.«

Gute zehn Jahre später begegnet er Barlach als Vater im Kampf um das Sorgerecht für seinen Sohn Klaus; zu jener Zeit entstehen auch die ersten Holzskulpturen, was ihm die Bemerkung an Charitas und Georg Lindemann »Ich haue jetzt in Holz« entlockt. Häufig tauscht er sich mit Paul Cassirer aus, seinem Verleger. Er ist ein Mann klarer Worte. Emil Nolde schreibt er Weihnachten 1910: »Sie wissen, daß ich zu Ihrer Malerei kein Verhältnis habe, ich weiß mit Ihren Farben nichts anzufangen.«

Die Briefe sind Kunst- und Kulturgeschichte in einem. Auch Barlach war zunächst vom Ausbruch des Ersten Weltkriegs begeis-

Zum 150. Geburtstag des Bildhauers Ernst Barlach erscheint die kommentierte Neuausgabe seiner Briefe. Der Schauspieler Charly Hübner, der Schriftsteller Ingo Schulze und der Literaturwissenschaftler Holger Helbig laden zu diesem Anlass ins Literaturhaus.

tert – »Für mein Empfinden ist es eine Erlösung von den ewigen Ich-Sorgen des Individuums«, ehe sich seine Einstellung wandelt, er nur mehr das Leid sieht. Nach dem Krieg schafft er Kriegerdenkmäler, die nur Trauer ausdrücken, ohne den Soldatentod als heroisches Opfer fürs Vaterland zu verklären. Diese Haltung stößt schon während der Weimarer Republik in konservativen Kreisen auf Ablehnung. Mit der Machtergreifung der Nazis wird Barlach »einsilbig«, der Verdacht, man überwache ihn, wird zum ständigen Begleiter. Seinem Bruder Hans schreibt er am 2. Mai 1933: »Das Wasser wird mir abgegraben, Niemand ist es gewesen und Niemand bekennt sich dazu ... Die hündische Feigheit dieser Zeit und Herrlichkeit bringt es dazu, daß man bis über die Ohren rot wird bei dem Gedanken, daß man ein Deutscher ist.« 1937 beschlagnahmten die Nazis Hunderte seiner Werke, er erhält Ausstellungsverbot. Wenige Monate vor seinem Tod Ende Oktober 1938 schreibt der gesundheitlich angeschlagene an Hans: »Die durchgängige Politisierung zieht die Anerkennung der reinsten Amoral nach sich, schließlich haut jeder den Andern über den Schädel und erklärt: ich fühle politisch.« ||

ERNST BARLACH: DIE BRIEFE.
KRITISCHE AUSGABE IN VIER BÄNDEN
Hg. von Holger Helbig, Karoline Lemke,
Paul Onasch, Henri Seel | Suhrkamp, 2020
2916 Seiten | 98 Euro

**EIN ABEND MIT CHARLY HÜBNER,
INGO SCHULZE UND HOLGER HELBIG**
»BIN UND BLEIBE, DER ICH WAR,
ERNST BARLACH«
Literaturhaus, Saal | 26. März | 20 Uhr,
Foyer-Bar ab 19 Uhr

LYRIK

HÄLFTE DES LEBENS

Mit gelben Birnen hänget
Und voll mit wilden Rosen
Das Land in den See,
Ihr holden Schwäne,
Und trunken von Küssen
Tunkt ihr das Haupt
Ins heilighüchtere Wasser.

Weh mir, wo nehm ich, wenn
Es Winter ist, die Blumen, und wo
Den Sonnenschein
Und Schatten der Erde?
Die Mauern stehn
Sprachlos und kalt, im Winde
Klirren die Fahnen.

Friedrich Hölderlin

»Hälfte des Lebens«, so heißt auch Herrmann Zschoches DEFA-Film von 1985, der die zehn Jahre schildert von der nicht lebaren Liebe des Hauslehrers Friedrich Hölderlin (Ulrich Mühe) zu Susette, der Frau seines Arbeitgebers, des Bankiers Gontard, bis zur 1806 erfolgten Einweisung des 36-jährigen in eine Tübinger Nervenklinik. Die gewaltsame Entführung in die Psychiatrie ist eine Schlüsselszene des Dokudramas »Friedrich Hölderlin: Dichter sein. Unbedingt!«, das zum 250. Geburtstagsgedächtnis am 20. März aktuell im Kino läuft. Von 1807 bis zu seinem Tod 1843 verbrachte Hölderlin seine zweite Lebenshälfte beim Tübinger Schreiner Zimmer in einer Turmstube über dem Neckar. In der Gedichtsammlung von 1826 ist der 1803/04 entstandene Text nicht vertreten, er galt den Herausgebern Gustav Schwab und Ludwig Uhland als Produkt aus der Zeit der »Umnachtung«. Freilich: Die kunstvoll und kühn gesetzten Bildelemente und Spiegelungen im Wasser, Kontraste und Übergänge markieren eine Krise der möglichen Aneignung der Welt. || tb

**LESUNG KARL-HEINZ OTT
AUS »HÖLDERLINS GEISTER«**
VHS München, Bildungszentrum,
Vortragssaal 1 | Einsteinstr. 28
19. März | 19 Uhr

Anzeige

**MÜNCHEN.
SCHAU her!**

**6.3. – 21.6.2020
FOTOausstellung**

Das Bildarchiv
der Bayerischen
Staatsbibliothek

BSB Bayerische
Staatsbibliothek
Information in erster Linie

www.muenchen-schau-her.de

Weiter, bitte!

Nicht unbedingt ein Jugendbuch – aber unbedingt ein Buch für Jugendliche: »Blackbird« von Matthias Brandt überschreitet Grenzen.

CHRISTINE KNÖDLER

Es hätte so schiefgehen können! Selbst wenn der Autor Matthias Brandt heißt und ein begnadeter Schauspieler, Sprecher und Sprachbeherrscher ist. Im Sommer 2019 hat er nach einem Band mit Erzählungen seinen ersten Roman veröffentlicht: In »Blackbird« tragen Vögel Trauer. In »Blackbird« wird gestorben. Mal wieder, denken misstrauische Jugendliteratur-Insider angesichts auf die Spitze getriebener Sick-Lit. Das ist die, bei der als Ausgangspunkt des Erzählens eine schwere Erkrankung erhalten muss, oder eben noch tiefschürfender: eine lebensgefährliche. Diese Bücher gibt es en masse.

Nun ist »Blackbird« kein Jugendbuch – aber unbedingt ein Buch auch für Jugendliche. Denn Matthias Brandt erzählt ungeahnt präzise und souverän nicht-pc – vielleicht gerade weil er kein Jugendbuch geschrieben hat. Und er hat sich mit

Morten Schumacher, 15, genannt Motte, eine Jungs-Figur ausgedacht, die durchlässig und spöttisch ist, verknallt, verzweifelt, still und wortgewandt, (selbst)ironisch, kurz: einen neuen Typus von jugendlichem Protagonisten, wie er zuletzt Wolfgang Herrndorf in »Tschick« geglückt ist.

Mottes bester Freund Bogi erkrankt an Krebs. Mottes Eltern trennen sich, er selbst verrennt sich in der Liebe, Jacqueline führt ihn vor, aber Steffi, mit Nachnamen ausgerechnet Heugabel, angehende Kaminkehrerin und also Glücksbringerin qua Profession, kehrt das Untere nach oben. Sie liebt Wortspiele wie diese: »Wenn es Antilopen gibt, gibt es dann auch Lopen?«

Ja, das ist so eine Frage. Matthias Brandt nimmt sie genauso beim Wort wie andere Fragen: ans Leben, die Liebe, das Erwachsenwerden, die Abschiede. Den größten Abschied, das Sterben, erträgt Motte nur, indem er ihn ignoriert. Er besucht Bogi so gut wie nie im Krankenhaus. Er hält es einfach nicht aus. Wie auch? Sein Verleugnen zeigt das Ausmaß des Verlusts. Überhaupt brilliert Brandt mit enormem Gespür für



adäquate Situationen, Charaktere, Bilder, für ein eigenes Tempo, einen dialogstarken Sound. Bei ihm ist der Tod kein Sprungbrett für Betroffenheitsliteratur. Stattdessen spielt eine der unvergesslichsten Szenen auf dem Sprungturm eines Freibads im Winterschlaf. Hier hat ein Bademeister seinen großen Auftritt und verhilft Motte zu einer Erkenntnis, die alle bisherige Erfahrung auf den Punkt bringt: »Und dass ich einfach nicht wusste, wie ich weiterleben sollte, ohne meinen besten Freund.« Doch Motte muss und wird weiterleben. Auch wenn er erst mal verstummt. All das Denken, Glauben, Hoffen, all die Worte nutzen doch sowieso nichts.

Nein? Doch. Dann nämlich, wenn mit derartiger Konsequenz, Aber-Witz und Zärtlichkeit dieses Weiter erzählt wird, damit dann vom Weiterleben weitergelesen werden kann. ||

MATTHIAS BRANDT: BLACKBIRD
Kiepenheuer & Witsch, 2019 | 288 Seiten | 22 Euro

Endlich leben

Die Münchnerin Sandra Hoffmann hat ihr erstes Jugendbuch geschrieben, über das Wagnis zu leben.



Der Tod ist ein sattsam bekannter Protagonist der Kinder- und Jugendliteratur. Weil er zum Leben dazugehört? Weil Sterben die Endlichkeit des Lebens beweist und somit dessen Kostbarkeit? Auch Sandra Hoffmann nimmt sich des Themas an, sie tut es auf ungewöhnliche Weise. Bildreich und zugleich unausgesprochen deutet sie mehr an, als dass sie erzählt, schreibt sich heran an ihren Stoff, als kreise sie ein, was geschehen ist, was geschehen kann und vielleicht nie geschehen wird.

Im Zentrum ihres Buchs stehen Ona und Pe. Sie hat ihre Mutter verloren, er seinen Bruder. Sie wissen beide, dass Leben Wunden zufügen kann. Sie erkennen sich an ihren Narben, zumindest auf den zweiten Blick. Vorsichtig lassen sie sich aufeinander ein, verlieben sich, tastend, beinahe kopfig. Sie nehmen Anlauf von Wort zu Wort, wo das Leben herzklopfende Unbekümmertheit bereits ausgetrieben hat.

Die Schmerzgrenze ist also hoch beziehungsweise ziemlich niedrig. Worte wiegen schwerer als sonst, manchmal fragt Ona auch einfach zu viel. Missverständnisse greifen schneller. Folgerichtig lässt Sandra Hoffmann Sätze in der Luft hängen, als müssten auch sie sich entlanghangeln an Abgründen, von

denen die Leser*innen erst nach und nach erfahren. Oder als seien die Sätze das Hochseil für den Balanceakt Leben.

Und so mag Ona das, was sie »Pe-Sätze« nennt. Sie mag, wie er »oke« sagt. Es kommt auf die Details an in diesem stillen, sachten Roman, der Verlust auf Vertrauen loslässt und Liebe und Leben aufs Loslassen und Sich-Einlassen. Wie in Wellenbewegungen.

Und da ist ja auch noch das Meer. Da ist die Leidenschaft fürs Surfen. Da sind der Sommer, die Sonne, der Sand und der Wind in den Haaren, und nicht zuletzt ist da Kriedel, der Buchhändler am Ort, ihr erwachsener Freund, der 30 Jahre älter ist als Ona und Pe, aber Vergleichbares erlebt.

Auch Kriedel liebt das Surfen. Auch er hat mit dem Leben noch eine Rechnung offen. Das führt die drei auf eine Reise im Käfer an die Küste, die wie so oft zu einer Reise zu sich selbst wird. Um ihre Liebe müssen und wollen sie alle kämpfen.

Ein Jugendbuch? Kein Jugendbuch? Ganz sicher ein Buch, das eine Möglichkeit ausformuliert, was es heißen kann, endlich zu leben. || ck

SANDRA HOFFMANN: DAS LEBEN SPIELT HIER
Hanser, 2019 | 176 Seiten | 15 Euro | ab 13 Jahre

Ein Mann in zwei Epochen

Schauspieler Ulrich Tukur geht mit seinem Roman »Der Ursprung der Welt« auf Zeitreise zwischen dem Faschismus einst und vielleicht morgen.

GABRIELLA LORENZ

Beim Stöbern im Zimmer seines Vaters entdeckt ein Junge faszinierende Fotos. Eine Postkarte klaut er: Gustave Courbets Gemälde »Der Ursprung der Welt« zeigt einen nackten Frauentorso mit der Scham im Zentrum. Damit ist ein Motiv gesetzt: die Sexualität. Aber der Autor Ulrich Tukur legt für seinen Protagonisten noch andere Fahrten und Luntun aus: das Porträt einer Südländerin, die Aufnahme eines Mannes mit einem Leberfleck über dem Auge, wie er selbst. Diese Bilder ziehen den wohlhabenden Deutschen Paul Goulet bei einer Frankreichreise in einen gefährlichen Zeitstrudel von 2033 zurück nach 1943.

Ulrich Tukur ist Schauspieler, Musiker und Schriftsteller mit Faible für Surreales und sich durchdringende Zeitebenen. Schon in seinen Venedig-Erzählungen »Die Seerose im Speisesaal« findet sich Rätselhaftes, in seiner Novelle »Die Spieluhr« taucht ein Filmschauspieler in die deutsche Besatzung in Frankreich und eine geheimnisvolle Parallelwelt ein. Eine Parallelwelt entwirft auch sein erster Roman »Der Ursprung der Welt«, dazu eine beunruhigende Dystopie. In Deutschland und Frankreich herrschen 2033 totalitäre Systeme, überwachen ihre Bürger und verfolgen Andersdenkende mit Chips im Körper. In Paris findet Paul ein altes Fotoalbum, das ihn verstört: Der abgebildete Dandy von ca. 1920 gleicht dem 35-Jährigen aufs Haar, bis hin zum Leberfleck, hat sogar die gleichen Initialen. Einer Spur des Doppelgängers begegnet Paul im Ort Port-Vendres nahe den Pyrenäen, wo er Menschen sieht, die er zu kennen glaubt, und seinerseits offenbar auch erkannt wird. Vieles erscheint ihm wie ein Déjà-vu, er entdeckt seltsame Verknüpfungen mit seiner Familiengeschichte. Ohnmachten versetzen ihn 90 Jahre zurück, als habe er damals dort gelebt. Eine Résistance-Gruppe, darunter der Arzt Prosper Genoux, schleuste Flüchtlinge aus Nazideutschland übers Gebirge nach Spanien. Dasselbe tut 2033 eine Widerstandsgruppe, für die Paul über seine alte Pensionswirtin zum Kurier wird.

Immer dichter verstricken sich beide Epochen, zwischen denen Paul hin und her schleudert. Das Bindeglied ist sein Großvater, der als SS-Offizier 1943 Gestapo-Chef in Toulouse war. Der scheinbare Widerständler Genoux entpuppt sich als sadistischer Lustmörder, der Flüchtlinge um Geld und Leben bringt und Frauen zu Tode foltert (für beide gibt es historische Vorbilder). Paul hat Grund zu fürchten, mit seinem Vorläufer diese Obsession zu teilen. Aus der Tunneltiefe zwischen Realität und Albtraum hofft er auf Erlösung durch die Liebe zur Kämpferin Hélène. Doch ahnt man bald, dass die Symmetrie der Ereignisse kein Happy End erlaubt.

Tukur kann erzählen, Spannung schaffen und immer einen Rest Geheimnis belassen. Ob allerdings die Gleichsetzung des Nazifaschismus mit der Herrschaftsvision heutiger Rechtspopulisten deren strukturelle Gefährlichkeit nicht unterschätzt, darf man sich fragen. Immerhin rettet Paul seine Haut und entwirrt einen Teil seiner Familiengeschichte. Nur sein eigener Ursprung bleibt im Dunkeln. ||

ULRICH TUKUR: DER URSPRUNG DER WELT
S. Fischer, 2019 | 304 Seiten | 22 Euro
Hörbuch, von Tukur gelesen | Argon, 2019 | 2 MP3-CDs, 410 Min. | 24,95 Euro

Anzeigen

Neugierig auf die Welt
Münchener Bücherschau junior

Die 14. Münchner Bücherschau junior

FÜR KINDER UND IHRE FAMILIEN
7. März bis 15. März 2020
im Münchner Stadtmuseum

BÜCHER, MEDIEN, VERANSTALTUNGEN

Über 5000 Bücher zum Schmökern, spannende Lesungen, Mitmach-Workshops, Vorlesen in 12 Sprachen und vieles mehr.

Programm im Buchhandel oder unter
www.muenchner-buecherschau-junior.de

Buchausstellung täglich
von 9.00 bis 19.00 Uhr | Eintritt frei

Mit freundlicher Unterstützung von

Bücherverein des Deutschen Buchhandels Bayern | Münchner Stadtmuseum | radioMikro | BAYERN 2

Landeshauptstadt München Kulturreferat | Verein zur Unterstützung e.V. | cbj

BAYERN | GÖTTISCHE UNIVERSITÄT | Landeshauptstadt München Kulturreferat

VOLLTEXT

WORTSPIELE
Internationales Festival Junger Literatur
Muffatwerk
www.festival-wortspiele.eu

Mi. 04. März - Fr. 06. März 2020
Einlass 19.30 / Beginn 20.00 Uhr

Karten an allen VVK-Stellen: www.Muffatwerk.de
München-Ticket Tel. 089 / 54 81 81 81 +
BR-Shop Tel. 089/ 59 00 10 820 + Tel. 01806-57 00 00
(€ 0,20 Festnetz, max. € 0,60 aus dem Mobilfunknetz)

»Fang' besser an zu rauchen!«

Drei Comics sezieren heutige Arbeitswelten.

CORNELIA FIEDLER

So ein kleines Strichmännchen – aber so was von hasserfüllt: Lars verachtet sein Spiegelbild am Morgen, er verachtet Kaffeewitze an der Kaffeemaschine, Meetings, Grafik-, Sales- und SEO-Leute, vor allem aber verachtet er den jugendlichen Slang der New Economy: pseudoironische Verniedlichungen wie tip-toppi oder Konfi, entfremdete Adjektive wie proaktiv und natürlich jede Form des Business-Sprechens von Workflow über Usability bis Telko. In »Lars – der Agenturdepp« begleitet Comiczeichner Andre Lux seine motzende, rauchende Titelfigur mit der schlechten Haltung, der hohen Affinität zu Fäkal-sprache und dem scharfen Blick für die wunden Punkte seiner Kollegen durch einen prototypischen Tag in seiner fancy Onlinemarketing-Klitsche.

So sinnlos, zäh und quälend wie die Arbeit von Lars, die Lux mit wenigen Strichen und viel abgründigem Humor auf Karopapier bannt, verläuft auch der Job von Corinne Maier. Genauer: verlief. Sie zog sich den Zorn der Konzernleitung zu, weil sie als Angestellte des französischen Energieanbieters EDF ein polemisches Pamphlet mit dem Titel »Die Entdeckung der Faulheit« (deutsche Ausgabe: Goldmann 2005) schrieb. Zu ungeahnter Publicity verhalf ihr und ihrem Buch das Unternehmen selbst, indem es ein Disziplinarverfahren gegen sie anstrebte. All das hat Maier nun einer geschickten Zweitverwertung zugeführt: Comiczeichnerin Aurélia Aurita übersetzt die doppelte Odyssee – als Angestellte durch eine hochgradig ritualisierte Arbeitswelt und als Bestsellerautorin durch eine hysterische Medienlandschaft – in einen leicht und schwungvoll gezeichneten Comic: »Mein Leben ist ein Bestseller«.

Vor lauter Dynamik surft hier der EDF-Manager, der Corinne mit der aktuellen Umstrukturierung aka (also known as) Entlassungswelle vertraut macht, selbst auf einer Metaplankarte durch das neue Organigramm. Er beschreibt einen schwungvollen Bogen zwischen Pfeilen und Buzzwords wie Matrix-Organisation, Motivation und Skaleneffekt und landet mit den Worten, »kommen Sie, es gibt ein Gruppenmeeting, let's go«, wieder in der Realität vor der Nase seiner konsternierten Mitarbeiterin. Was dem Manager vorschwebt, wirkt in diesem Großkonzern des Jahres 2005 mit seinen althergebrachten Strukturen, bürokratischen Abläufen und Solitaire spielenden Sekretärinnen noch, als sei ein Ufo gelandet. In der Welt des Onlinemarketings von Agenturdepp Lars ist es längst Realität. Teams machen täglich unbezahlte Überstunden, vorgeblich aus Spaß an der Arbeit; Meetings werden voll dynamisch im Stehen abgehalten; die Umgangsformen sind seltsam schambefreit, als wären alle hier intimste Freunde. Hierarchien scheint es in solchen Läden kaum mehr zu geben – bis ein Großprojekt platzt und dann plötzlich einer der guten Freunde die anderen guten Freunde entlässt.

Beiden Comics gelingt es ungeheuer komisch, die bizarren Identitätsrituale und Sprechweisen der jeweiligen Arbeitswelt vorzuführen, vor allem aber die Sinnlosigkeit vieler Tätigkeiten im westlichen Spätkapitalismus. Was ihnen fehlt, ist eine Auseinandersetzung mit ihrer privilegierten Position, mit dem hohen Freiheitsgrad als hervorragend ausgebildete Volkswirtin beziehungsweise Marketingexperte. Diese machen ihre beißende Kritik erst möglich.

Aus einer ganz anderen Perspektive, »Von unten« nämlich, nähert sich Daria Bogdanska dem Thema Arbeitswelt. In ihrer gleichnamigen autobiografischen Graphic Novel schildert sie, wie sie sich als junge polnische Migrantin ohne Ausbildung und Steuernummer in Schweden mit denkbar miesen Jobs



»Von Unten« von Daria Bogdanska | © Avant-Verlag, 2019

über Wasser hält, um einen Zeichenkurs absolvieren zu können: Einmal sieht man Daria fröhlich winkend oben links in ein ganzseitiges Schwarz-Weiß-Bild laufen. Es zeigt eine Uhr, drum herum die sieben Wochentage. Oben setzt sich Daria an ihr Zeichenpult, rechts führt sie mit Stift und Block am Straßenrand kauern eine Verkehrszählung durch, unten links kellnert sie im »Indian Curry Hut«. Unten rechts verlässt sie schwankend und gebeugt den Kreis, »Pennen« und »Nach Hause« sagen ihre Gedankenblasen, mehr ist nicht mehr drin. Daria lernt schnell. Zum Beispiel, dass Rauchen die einzige Möglichkeit ist, in der Gastro eine Pause zu bekommen; dass sie sich zwingen muss, auch übermüdet auszugehen, um nicht gänzlich zu vereinsamen; und dass es ungeheuer schwer ist, unter Menschen, die noch schlechter gestellt sind als sie, gegen einen ausbeuterischen Chef aufzubegehren.

Dennoch versucht Daria es. Denn der Restaurantbesitzer, auch er ein Kumpeltyp, hält seine Angestellten in multiplen Abhängigkeiten. Er meldet sie nicht beim Finanzamt an, lässt sie 15-Stunden-Schichten schieben, bindet sie mit günstigem, jederzeit kündbaren Wohnraum an sich, und er zahlt nach Herkunft: Oben stehen die Schweden, unten das pakistanischstämmige Personal, Daria in der Mitte, aber bereits unter dem Existenzminimum. »Von unten« erzählt – stellenweise etwas ausführlich und textlastig, aber mit sympathisch jugendlicher Chuzpe – vom harten Weg zu einer kleinen Revolte, unterstützt von einer Investigativjournalistin und von etwas tragen, dann aber doch hilfreichen Gewerkschaftern.

An diesem Punkt werden die Perspektiven, man könnte auch sagen die Klassenstandpunkte, der drei Graphic Novels deutlich: Daria ist auf gewerkschaftliche Solidarität angewiesen, so oldschool ihr das anfangs vorkommt. Corinne kooperiert nur so lange mit dem Betriebsrat, wie sie selbst etwas davon hat. Bei Lars spielt all das keine Rolle. Er entscheidet

sich schließlich, völlig abgenervt und auf niedliche Art zukunftsfröhlich, die IT hinzuschmeißen und in einem Jugendzentrum zu arbeiten. Drei lesenswerte Comics, drei tolle, sehr unterschiedliche Zeichenstile, drei Perspektiven – und ein signifikantes Gesamtbild: Das einer globalisierten Arbeitswelt, die ganz grundlegend in Schiefelage ist. ||



ANDRE LUX: LARS – DER AGENTURDEPP
Cross Cult, 2019 | 36 Seiten | 12,99 Euro

DARIA BOGDANSKA: VON UNTEN
Aus dem Schwedischen von Katharina Erben
Avant-Verlag, 2019 | 200 Seiten | 22 Euro

CORINNE MAIER, AURÉLIA AURITA: MEIN LEBEN IST EIN BESTSELLER
Aus dem Französischen von Edmund Jacoby
Jacoby & Stuart, 2016 | 104 Seiten | 19,95 Euro

II VORMERKEN! |||||

4.–6. März 2020

WORTSPIELE FESTIVAL 2020

Programm unter: www.festival-wortspiele.eu/WS2020/muenchen | Muffatwerk, Club Ampere | Zellstr. 4
Beginn jeweils 20 Uhr | Festivalticket (3 Abende)
24 Euro (Vorverkauf) / 29 Euro (Abendkasse),
Tagesticket 12 Euro (Vorverkauf) / 15 Euro (Abendkasse)
Tickets an allen Vorverkaufsstellen

Insgesamt 30 deutschsprachige Autoren stellen sich in der Clubatmosphäre des Muffatwerks live dem Urteil des Publikums und einer Fachjury (in diesem Jahr David Calis, Sven Hanuschek und Cornelia Zetzsche), die am Ende des Festivals den mit 2000 Euro dotierten Bayern 2-Wortspiele-Preis vergibt. Zu erleben sind unter anderem Raphaela Edelbauer, Joshua Groß und Dana von Suffrin am Mittwoch, Marine Frenk, Marius Hulpe und Tonio Schachinger am Donnerstag, Christopher Klooble, Amanda Lasker-Berlin und Tom Müller am Freitag.



Digital auf Hochglanz gebracht, kehrt Pumuckl in seine alte TV-Heimat zum BR zurück | © BR/Infafilm

Revival des Kult-Kobolds

Mit viel Detailliebe und digitalem Know-how hat der BR die legendäre TV-Serie »Meister Eder und sein Pumuckl« visuell auf Vordermann gebracht und huldigt dem rothaarigen Hausgeist-Phänomen mit unzähligen Sonderprogrammen.

THOMAS LASSONCZYK

»Hurra, hurra, der Kobold mit dem roten Haar, hurra, hurra, der Pumuckl ist (wieder) da.« Wenn Hans Clarins glockenhelle, krächzend-knatternde Stimme erklang und er diesen Ohrwurm trällerte, dann wusste jedes Kind, dass es jetzt eine neue Episode mit lustigen Streichen des kleinen übersinnlichen Wesens mit dem runden Bäuchlein, der feuerroten Mähne und der süßen Stupsnase gab. Jung wie Alt liebten den anarchischen Humor, die kessen Reime und die skurrilen Wortkreationen, die Pumuckl an den Tag legte, wenn er seinen Ersatzvater, den von Volksschauspielikone Gustl Bayrhammer mit grandioser Gutmütigkeit verkörperten Schreinermeister Eder bei Laune und nicht selten auch in Atem hielt. Jetzt kehrt der längst Kult gewordene kleine Kobold, den die Kinderbuchautorin Ellis Kaut bereits Anfang der 60er Jahre erfand und der am 21. Februar 1962 erstmals als Hörspiel im Radio zu hören war (damals bereits mit Clarins unverwechselbarer Stimme), ins Bayerische Fernsehen zurück.

Im Vorfeld wurde von Seiten des Bayerischen Rundfunks ein erheblicher Aufwand betrieben, um die legendäre Fernsehserie, deren erste Staffel weitere 20 Jahre später unter der Regie von Ulrich König entstand, zu restaurieren und HD-fähig zu machen. Dabei bestand die größte Herausforderung darin, so Sylvie Stephan, beim BR seit Anfang Februar frischgebackene Leiterin des Programmbereichs Kultur, »das Originalmaterial des Filmklassikers digital zu transformieren. Zu diesem Zweck wurde jede einzelne Szene in höchster 4K-Auflösung, Frame für Frame abfotografiert und analysiert, im Fachjargon »abgetastet«. Nach diesem ersten Schritt mussten aufwendig Schmutz und Bildunruhen bearbeitet werden. Allein der Aufwand für Farbkorrektur lag pro Episode bei drei bis vier Stunden. Die Bearbeitung bzw. Beauftragung durch die Pumuckl Media wurde Spezialisten anvertraut, die überwiegend an Restaurationen von alten Filmklassikern arbeiten.« Die Arbeit hat sich in jedem Fall gelohnt. Pumuckl treibt jetzt in gestochen scharfer Bildqualität seinen charmanten Blöd-

sinn. Die Übergänge zwischen Zeichentrickfigur und dem real gefilmten Schauplatz inklusive menschlicher Darsteller, dessen Atmosphäre heute herrlich antiquiert wirkt, sind beinahe nahtlos, und die Farben leuchten hell und strahlen kräftig, etwa die grüne Hose, der – etwas zu kurze – gelbe Pullover, der zuweilen den Blick auf den putzigen Pumuckl-Bauchnabel freigibt, oder natürlich der feuerrote Haarschopf des quirligen Hausgeists.

Dass die Erfindung von Ellis Kaut über sechs Dekaden hinweg nichts von ihrer Faszination verloren hat, liegt unter anderem daran, dass sie nach wie vor Kinder und Erwachsene gleichermaßen anspricht. Oder wie es Sylvie Stephan formuliert: »Kinder identifizieren sich mit dem kleinen, frechen, witzigen Kobold, der Süßes liebt, Schabernack treibt und mit seinem Freigeist die schöne Ordnung des Meister Eder permanent durcheinanderbringt. Und die Erwachsenen freuen sich über die anarchische Darstellung und den Wortwitz, sie können mit Meister Eder mitfühlen, dem der Pumuckl ans Herz wächst, obwohl er seine liebe Not mit dem kleinen Quälgeist hat. Das alles findet in einer warmen, vertrauten und menschlichen Kulisse statt.« Und weiter: »Der Pumuckl ist zeitloses Familienprogramm, das auch »heutige« Kinder fasziniert.«

Die Rückkehr des kleinen Kobolds ins Bayerische Fernsehen war aufgrund einer komplizierten Rechtelage und urheberrechtlicher Auseinandersetzungen zwischen Autorin und Illustratorin seit 2011 nicht möglich gewesen. Inzwischen konnten aber alle juristischen Fragen geklärt werden, und ab dem 1. März 2020 darf der Pumuckl das BR-Programm ordentlich durcheinanderwirbeln. Dabei werden nicht nur alle 52 Episoden gezeigt (immer sonntags zwei Folgen), es gibt auch zahlreiche Sonderformate. So geht Checker Julian in seinem für Kinder zugeschnittenen »Pumuckl-Check« Fragen wie »Wer hat den Pumuckl erfunden?« oder »Wie kam der Kobold ins Fernsehen?« auf den Grund. In der Dokumentation »Pumuckl ist zurück« kommen schließlich Ursula Bagnall, die Tochter von Autorin Ellis Kaut, Barbara von Johnson als Illustratorin und Tita Korytowski, die Witwe von Film- und Fernsehproduzent Manfred Korytowski zu Wort und öffnen für diese Doku ihre privaten Archive.

Dass die phänomenale Popularität Pumuckls bis heute ungebrochen ist, beweisen nicht nur die millionenfach verkauften Bücher, Hörspiele und Fernsehserien, sondern viele weitere Unternehmungen, die dem frechen Kobold, der einem manchmal auch ganz schön auf den Nerv gehen kann, huldigen. So eroberte er mehrfach die Leinwand, wenn auch den Adaptionen »Pumuckl und der Blaue Klabauter« (1994) und »Pumuckl und sein Zirkusabenteuer« (2002) kein nennenswerter kommerzieller Erfolg beschieden war. Zudem gibt es in Ohlstadt ein Pumuckl-Museum, im Münchner Luitpoldpark einen Brunnen und seit 2018 ein Musical, das am Gärtnerplatztheater gegeben wird. Und dann war da noch der Vater, der bis vor das Bundesverfassungsgericht zog, um durchzusetzen,

dass er seinen Sohn Pumuckl nennen darf. Doch was wäre der kleine Kobold mit dem roten Haar ohne sein Umfeld. Ohne die Schreinerei, deren Außenaufnahmen im Münchner Lehel in der Widenmayerstraße 2 entstanden, ohne Gustl Bayrhammer als Paradebeispiel bajuwarisch-griabiger Gemütlichkeit, und ohne die unzähligen Volksschauspielkollegen, die das Pumuckl-Universum regelmäßig bereicherten, mal in Nebenrollen (wie Erni Singerl als treue Putzfee Frau Eichinger und Willy Harlander als immer neugieriger Schlossermeister Bernbacher) oder bei Gastauftritten, unter anderem von Helmut Fischer, Iris Berben, Fredl Fesl und auch Beatrice Richter, die als abergläubische Putzfrau (Aushilfe für Frau Eichinger, die sich in dieser Folge den Arm gebrochen hat), die die Schreinerei im wahrsten Wortsinn zum »Überschäumen« – im Übrigen ausnahmsweise ohne Kobolds Hilfe – bringt. Der 2012 verstorbene BR-Redakteur Peter Kölsch, der dem Pumuckl einst seinen Platz in der Fernsehgeschichte gesichert hat, brachte die herausragende Ausnahmestellung des quirligen Wesens, das nur für seinen Meister Eder sichtbar wird, in einem 2001 geführten Interview auf den Punkt: »Über 20 Jahre lang habe ich den Pumuckl gemacht, also ich glaube, fast die Hälfte meines Arbeitslebens habe ich mit ihm verbracht, und so ist er für mich fast auch wie ein Kind geworden. Mit Pumuckl haben wir eine Geisterwelt geschaffen, wo Kinder ihre Ängste und Hoffnungen verarbeiten können. Dabei ging es uns nicht darum, Kinder zu ängstigen, sondern die Möglichkeit zu schaffen, mit ihren Ängsten irgendwie umgehen zu können.« ||

MEISTER EDER UND SEIN PUMUCKL

Deutschland, Ungarn, Österreich 1978–1981, 1984–1987 | Regie: Ulrich König | Mit: Hans Clarin, Gustl Bayrhammer, Erni Singerl | Länge: 52 Episoden à 25 Minuten | **Ausstrahlung: ab 1. März jeweils sonntags in Doppelfolgen im BR**



Waad al-Kateab filmt seit dem Beginn der syrischen Revolution in ihrer Heimatstadt Aleppo. Der Film »Für Sama« ist ihrer Tochter gewidmet | © Filmperlen

Im Zentrum des Sturms

Mit ihrem Filmtagebuch »Für Sama« zwingt die Syrerin Waad al-Kateab zum Hinsehen.

SOFIA GLASL

Im syrischen Bürgerkrieg, der seit 2011 anhält, galt die Stadt Aleppo lange als Zentrum des Widerstands gegen die Regierung um Baschar al-Assad. Doch der Druck auf die Rebellen stieg und resultierte 2016 in einer monatelangen Belagerung, die sämtliche Versorgungswege in die Stadt hinein kappte. Es folgte eine humanitäre Katastrophe, bei der die Weltöffentlichkeit wegschaute.

Die syrische Journalistin Waad al-Kateab jedoch zwang zum Hinschauen. Sie filmte seit dem Beginn der Revolution in Aleppo und zeigte, wie dort unter dem Beschuss der Regierungstruppen aus dem alltäglichen Leben eine jeden Tag neu kalibrierte Behelfs- und Notsituation wurde. Sie lieferte Beiträge an den britischen Nachrichtensender Channel 4. Ihre Berichterstattung wurde mit vielen Preisen bedacht.

Mit »Für Sama« zeigt al-Kateab nun dieselbe Zeit aus ihrer persönlichen Perspektive, als an ihre Tochter Sama gerichtetes Tagebuch. Mit ihrem Freundeskreis gründet al-Kateab ein provisorisches Krankenhaus, heiratet inmitten des Krieges ihren Jugendfreund Hamza, einen der Ärzte, und bekommt ihre Tochter Sama im selbst eingerichteten Notfallkrankenhaus. Das wird während der Belagerung zum Rettungsanker der Rebellen, denn es ist auf keiner Karte verzeichnet und kann nicht gezielt bombardiert werden.

Zu den mit Handkamera gefilmten Bildern erzählt al-Kateab von den Erlebnissen im Krankenhaus, spricht rückbli-

ckend über Sorgen und Nöte, die sie sich erst nachträglich eingestehen kann, und versucht zu erklären, weshalb auch sie bis zuletzt in Aleppo bleibt und das Leben ihrer Familie aufs Spiel setzt. Das ist nicht immer einfach nachzuvollziehen, doch der Idealismus dieses Kollektivs ist ansteckend. Wegen ihm ist dies trotz der allgegenwärtigen Gewalt eine Geschichte voller Hoffnung.

Al-Kateabs Kamera gibt den Menschen hinter dem abstrakten Begriff der Rebellen ein Gesicht: Es sind ganz normale Leute, die ihren Lebensmittelpunkt nicht zurücklassen wollen. Denn Aleppo ist Heimat, und die gibt man nicht leichtfertig auf. Viele Familien bleiben, um ihren Kindern ein Vorbild zu sein – für die eigenen Überzeugungen müsse man eintreten und dürfe vor der Verantwortung nicht weglaufen. »Für Sama« ist ein Erklärungsversuch an all diese Kinder. Wie schwer die Entscheidung ihnen gefallen sein muss, kann man sich nur vage vorstellen, denn aus den Trümmern werden viele Kinder gezogen, verstört, verletzt und nicht selten tot.

Man möchte wegschauen, wenn al-Kateab mit der Kamera draufhält und zeigt, wie zwei Jungs ihren kleinen Bruder hereinschleppen. Die Verzweiflung schwappt über sie hinweg, als klar wird, dass er tot ist. Man möchte auch wegschauen, wenn man sieht, unter welch lebensunwürdigen Bedingungen die verbliebenen Familien in Aleppo leben müssen. Welche langfristigen Auswirkungen es hat, den Krieg so lange am eigenen

Leib zu erleben, zeigen die fast unsichtbaren Dinge: Als die Krankenhausgemeinschaft wieder einmal im Keller Schutz vor einem Flugzeugangriff sucht, zucken die Erwachsenen bei jedem Bombeneinschlag zusammen – Sama jedoch nicht. Für das Kleinkind gehört Kriegslärm zur alltäglichen Geräuschkulisse. Das resignierte Unverständnis ob der Gleichgültigkeit des Westens steht ihnen allen ins Gesicht geschrieben und lässt Scham aufkommen. Doch genau das ist es, was es auszuhalten gilt, und macht »Für Sama« zu einem so wichtigen Zeitdokument. Der Film ist eine Mahnung hinzusehen, wenn Katastrophen wie diese sich auch nur ansatzweise andeuten, und zu helfen.

Waad al-Kateab lebt mit ihrer Familie mittlerweile in London, wo ihr Edward Watts von Channel 4 half, aus den vielen Stunden Material einen Film zu schneiden. Sie wurde für ihren Film mit einer Vielzahl von Preisen ausgezeichnet, u. a. mit dem Golden Eye in Cannes, dem Europäischen Filmpreis und einem BAFTA Award. ||

FÜR SAMA

Dokumentarfilm | Großbritannien, Syrien 2019 | Regie: Waad al-Kateab, Edward Watts | Mit: Waad al-Kateab, Hamza al-Kateab | 100 Minuten | **Kinostart: 5. März 2020**

Infernalisches Erwachsenen-Märchen

Regisseur Ari Aster gelingt mit »Midsommar« ein Schauerstück in gleißend hellem Licht. Die Heimkinoversion des Kinoerfolgs erscheint nun als Director's Cut.



Florence Pugh (Mitte) und Isabelle Grill (rechts) lernen den Schrecken in der schwedischen Einöde kennen | © A24

SIMON HAUCK

Mittsommer feiern in Schweden: Das klingt nach einem ebenso fröhlichen wie entspannten Sommerurlaubstrip im hohen Norden. Wie kann man dort zwischen prächtigem Blumendekor, ausgefeilten Tanzchoreografien und gleißendem Sonnenlicht einen avancierten Gruselschocker inszenieren? Der 1986 in New York geborenen Horrorfilmhoffnung Ari Aster (»Hereditary – Das Vermächtnis«) ist genau dieses Kabinettstück im vergangenen Jahr mit seinem international wahrgenommenen »Midsommar« gelungen. In gleichsam temporeduzierten wie soghaften Tableau-Einstellungen (Kamera: Pawel Pogorzelski) schickt er darin eine studentische Clique um Dani (Florence Pugh) und ihren Freund Christian (Jack Reynor) zur freiheitlich-friedliebenden »Hårga«-Kommune in den

Norden Schwedens, die alle 90 Jahre ein bizarres Ritualfest zelebriert. »Für mich ist es ein volkstümlicher Horrorfilm. Das ist mein Versuch, einen Film über eine Trennung zu machen, der sich genauso anfühlt wie eine Trennung«, erklärte Ari Aster sein inneres Moven. Was folgt, ist eine Reihe famos kadrierter Fruchtbarkeits- wie Opferzeremonien, die Erinnerungen an das radikale Tabubrecherkino Alejandro Jodorowskys oder Stanley Kubricks rätselhaft-düsteren Schwanengesang »Eyes Wide Shut« wachrufen oder schalkhaft Genrekinogeschichte wie »The Wicker Man« (1973) offen zitieren, ohne je übermäßig ernst zu werden. Vielmehr lacht die Sonne, nicht nur im Filmabspann zu Frankie Vallies Evergreen »The Sun Ain't Gonna Shine (Anymore)« und damit auch die Schlitzzoh-

rigkeit des Regisseurs in gut zwei Dritteln dieses obskuren Erwachsenenmärchens auf geradezu infernalische Weise. Was bleibt ist ein aufwendig ausgestatteter Budenzauber mit exquisitem Score (Musik: Bobby Krlic), dem ruppige Schockmomente genauso wie transgressive Wow-Momente gelingen: sozusagen ein kinematografischer »Magic Mushroom«-Trip in die fiebrige Folklorehöhle. ||

MIDSOMMAR DIRECTOR'S CUT

USA 2019 | Regie: Ari Aster | Mit: Florence Pugh, Jack Reynor, Will Poulter u. a. | 171 Minuten | Auf DVD und Blu-ray im Handel erhältlich



Ulrike Ottinger vor ihrem Bild »Allen Ginsberg«, Paris, 1966 | © privat

Künstlerin mit Entdecker-Gen

In »Paris Calligrammes« erweckt Ulrike Ottinger ihre Wahlheimat der 60er Jahre zu neuem Leben und schafft ein grandioses Soziogramm der Kulturmetropole.

SIMON HAUCK

»Ich war zwanzig Jahre jung und mit dem festen Plan, eine große Künstlerin zu werden, nach Paris gekommen.« 1962 hatte die junge Ulrike Ottinger ihrer deutschen Heimat den Rücken gekehrt. Mit jeder Menge künstlerischer Ideen im Gepäck war die heute international bekannte Filmemacherin (»Freak Orlando«/»Chamissos Schatten«), Fotografin und Künstlerin damals in ihre mit Eulen bemalte himmelblaue Isetta gestiegen. Was in euphorischem Aufbruchgeist begann, endete allerdings schon nach wenigen Kilometern mit einem Motorschaden! Fünf Herren in Hut und Mantel, die »wie Bankräuber und Darsteller eines Film noir« (Ottinger) aussahen, ist es im Rückblick zu verdanken, dass die Konstanzerin ihr Ziel schlussendlich doch noch als Anhalterin erreichte.

Wichtigster Anlaufpunkt für die Wahlpariserin wurde rasch die »Librairie Calligrammes«, der ein Ehrenplatz in Ottingers neuester Filmcollage »Paris Calligrammes« gebührt. Denn im legendären Antiquariat des jüdischen Exilanten Fritz Picard gingen zu dieser Zeit Künstler und Intellektuelle wie Paul Celan, Annette Kolb, Walter Mehring, Max Ernst, Valeska Gert, Philippe Soupault, Claire Goll oder Hans Arp ein und aus.

Neben Radiertechnikkursen bei Johnny Friedlaender wandte sich Ottinger im Zuge der zunehmenden Politisierung vermehrt der französischen Pop-Art-Variante »Nouvelle Figuration« zu: Bikinis, GIs, Sprechblasen oder Dinosaurier zierten ihre politisch konnotierten Acrylbilder. Neben Vorlesungen bei Claude Levi-Strauss, Louis Althusser und dem sie stark prägenden Pierre Bourdieu an der Sorbonne wird die Mittzwanzigerin bald Zeugin des Protestes gegen den Vietnamkrieg. Vom Fenster ihrer winzigen Dachkammer aus verfolgt Ulrike Ottinger hautnah sowohl den Generalstreik wie die blutigen Straßenproteste im Mai 1968.

Zwischen dem pulsierenden Leben im Quartier Latin und Saint-Germain-des-Prés, in Literatencafés und Jazzkellern geht die vielbegabte Nachwuchskünstlerin zudem hunderte Male in die Cinémathèque française, die unter Henri Langlois und Lotte Eisner ihre Blütezeit erlebt und Ottingers bis heute unstillbare Liebe zum Film weckt. Schließlich bündelt sich in diesem schier unendlich beispielbaren Medium alles, was Ottingers spätere Arbeiten maßgeblich kennzeichnen wird: Poetisches (Carné) trifft auf Dokumentarisches, Surreales (Dali) auf Theatrales, Artifizielles auf Ethnografisches (Rouch)

oder Politisches (Godard) – und umgekehrt. Bourdieus Hang, das Ernsthafte mit dem Trivialen oder Grotesk-Komischen zu verbinden, lässt sich in Ottingers Augen fortan in keiner anderen Kunstgattung besser ausdrücken als im Kino.

Just in diesem Kunstverständnis funktioniert auch »Paris Calligrammes« wie eine kleine Flänerie im Geiste Walter Benjamins. Ebenso assoziativ wie kunstsinnig flaniert hier eine bald achtzigjährige Universalkünstlerin durch ihre künstlerisch prägenden »Coming of Age«-Jahre. In zehn kurzweiligen Filmkapiteln plus Epilog, mit kongenialer Musikauswahl und aufregendem Archivmaterial folgt die diesjährige »Berlinale Kamera«-Preisträgerin ein weiteres Mal unbeirrt ihrem Reise- und Entdecker-Gen, wodurch »Paris Calligrammes« zugleich ein grandioses Soziogramm der Kulturmetropole Paris geworden ist. ||

PARIS CALLIGRAMMES

Dokumentarfilm | Deutschland, Frankreich | Regie: Ulrike Ottinger
129 Minuten | **Kinostart: 5. März**

Anzeigen

URAUFFÜHRUNG
29. FEBRUAR 2020
KAMMER 1

PASSING

INSZENIERUNG
RENÉ POLLESCH

PASSING – IT'S SO EASY,
WAS SCHWER ZU
MACHEN IST

MÜNCHNER
KAMMERSPIELE

KARTEN UNTER 089 / 233 966 00
WWW.KAMMERSPIELE.DE

THEATER DER
STADT

MÜNCHNER
KAMMERSPIELE 1€

von Svealena Kutschke

zu unseren Füßen,
das gold,
aus dem boden
verschwunden

Metropol

metropoltheater.com

TRAILBLAZER. INSPIRATION. SURVIVOR.

SUZIQ

THE QUEEN HAS COME TO CLAIM HER CROWN

ab 19. März im Kino

Fifty Shades of Beige

Der schwedische Tragikomiker Roy Andersson zeigt einmal mehr, dass er der Zen-Meister des Kinos ist.

SOFIA GLASL

Die Unendlichkeit ist 76 Minuten lang. Länger braucht der schwedische Regisseur Roy Andersson nicht, um ihre Essenz zu erfassen. In seinem neuen Film »Über die Unendlichkeit« verdichtet und reduziert er seinen schon immer minimalistischen Stil bis hin zum Stillstand. In statischen Kameraeinstellungen bewegen sich seine leichenblassen Figuren mit einer alles beschwerenden Lethargie, sprechen schleppend und sind in die bei Andersson typische Farbpalette getaucht: eine ungeahnte Vielfalt an Beige-Nuancen. Was dröge klingt, ist einer der liebenswertesten Filmmomente dieses Frühjahrs. Denn Andersson ist Großmeister des Langmuts, und die Tragikomik der existenziellen Langeweile verströmt in seinen Filmen eine poetische Magie.



Einsame Herzen finden sich in Roy Anderssons neuem Film. Im Bild: Martin Serner und Tatiana Delaunay | © Neue Visionen Filmverleih

Seine Trilogie aus »Songs from the Second Floor« (2000), »Das jüngste Gewitter« (2007) und »Eine Taube sitzt auf einem Zweig und denkt über das Leben nach« (2014) war aus mit Bedacht gestalteten Dioramen über das Menschsein zusammengesetzt. An dieses Prinzip schließt »Über die Unendlichkeit« an, ist jedoch viel kleinteiliger als seine Vorgänger, ein ganzer Setzkasten aus nur lose miteinander verknüpften »tableaux vivants«.

Standbildern gleich zeigt Andersson banale Szenen wie einen Vater, der seiner Tochter die Schuhe bindet, oder ein Ehepaar, das gemeinsam auf einer Parkbank sitzt. »Es ist schon September«, sagt sie. »Hrrrm«, macht er nur. Banalität und Komik verschwimmen in diesen Szenen zu einer Zengleichen Haltung der Welt gegenüber. Die Bilder sind bevölkert von einsamen Herzen und verlorenen Seelen, die nach irgendeiner Verbindung mit der Welt suchen, bevor es zu spät ist. »Ich weiß nicht, was ich will«, heult ein Mann mit Aktentasche morgens im Bus. Ein Kellner ist in sich versunken und lässt ein Rotweinglas beim Einschenken überlaufen.

Nur wenige Figuren kehren wieder. Ein Pastor etwa, der zum Psychiater geht, weil er den Glauben an Gott verloren hat und nicht weiterweiß. Der sagt ihm »Vielleicht sollten Sie einfach froh sein, dass Sie am Leben sind.« Genügsamkeit statt Resignation – das Glück dieses Perspektivwechsels hat Andersson bereits gefunden und perfektioniert. Seine Vignetten feiern das Leben nicht unbedingt, aber sie sind froh, dass sie da sind, und es liegt eine beruhigende Magie darin, ihnen dabei zuzusehen. ||

ÜBER DIE UNENDLICHKEIT

Schweden, Deutschland, Norwegen 2019 | Regie: Roy Andersson
Mit: Martin Serner, Tatiana Delaunay, Anders Hellström u. a.
77 Minuten | **Kinostart: 19. März**



Eine Mutter und ihre Familiengeheimnisse: Catherine Deneuve in »La Vérité« | © 2019 PROKINO Filmverleih

Was nicht passt, wird passend gemacht

Der Japaner Hirokazu Kore-eda verzerrt in seinem ersten internationalen Film das französische Autorenkino.

»Erinnerungen kommen und gehen. Man darf sich nicht auf sie verlassen.« So wischt die alternde Filmdiva Fabienne jegliche Einwände weg, die Tochter Lumir gegen ihre gerade erschienene Autobiografie hat. Darin stehen nämlich allerlei Unwahrheiten, und eigentlich ist die ganze Familie beleidigt. Lumirs Karriere als Drehbuchautorin stand immer im Schatten der übergroßen Schauspielmutter. Fabienne glaubte, die Tochter an ihre Schauspielrivalin Sarah verloren zu haben, die dem Mädchen mehr Mutter war als sie selbst. Lumir hingegen fühlte sich von Fabienne vernachlässigt und glaubt, diese habe etwas mit dem frühen Tod der Ziehmutter zu tun gehabt. Unausgesprochene Kränkungen und Geheimnisse hängen also wie eine dunkle Wolke über dem lange überfälligen Familientreffen.

Der japanische Regisseur Hirokazu Kore-eda hat bewiesen, dass er enormes Gespür für Zwischenmenschliches hat, und triumphierte 2018 mit seinem feinfühligem Drama »Shoplifters« auf den Filmfestspielen in Cannes. »La Vérité – Leben und lügen lassen« ist nun sein erster internationaler Film. Catherine Deneuve und Juliette Binoche stehen einander als Fabienne und Lumir gegenüber, und das Setting erinnert an klassische französische Filmdramen. Doch Kore-eda wendet die Vorhersehbarkeit dieses Genres gegen sich selbst und »La

Vérité« damit zu einer höchst vergnüglichen Parabel auf die einerseits inzestuöse Welt des Filmbusiness und die andererseits ungebrochene Macht des Erzählens auf die Wahrnehmung von Realität.

Er spiegelt die Verstrickung von Mutter und Tochter bis zur Verzerrung und stellt nicht nur die Wahrheit der Aussagen aller Beteiligten infrage, sondern relativiert die Realität an sich. Denn Fabienne spielt in ihrem neuen Film eine vernachlässigte Tochter, deren alterslose Mutter gottgleich über ihr schwebt, legt sich mit ihrer jüngeren Schauspielkollegin an und Lumir entdeckt, dass sie mit ihrem Schreibtalent andere manipulieren kann. »Schreibst Du mir etwas?«, bittet die Mutter, und die Familiengeheimnisse stehen plötzlich wieder zur Disposition. || **sog**

LA VÉRITÉ – LEBEN UND LÜGEN LASSEN

Frankreich 2019 | Drehbuch und Regie: Hirokazu Kore-eda
Mit: Catherine Deneuve, Juliette Binoche, Ethan Hawke
108 Minuten | **Kinostart: 5. März**

Anzeige

RESIDENZ THEATER

INSZENIERUNG STEPHAN KIMMIG PREMIERE 20. MRZ 2020

SPIEL DES LEBENS

NACH KNUT HAMSUN

NÄCHSTE VORSTELLUNGEN
FR 20 & SO 22 MRZ sowie
2, 16 & 19 APR 2020

residenztheater.de/spiel-des-lebens

Der falsche Mann

Faszinierend und mit ideologischer Schlagseite: Clint Eastwoods »Der Fall Richard Jewell«.



Richard Jewell (Paul Walter Hauser) nimmt seinen Job als Security ernst, ein bisschen zu ernst? | © 2019 Warner Bros. Entertainment Inc.



Lernt einen besonderen Grusel kennen: Julian Hilliard in »Die Farbe aus dem All« | © Koch Films

CHRIS SCHINKE

Am 27. Juli 1996 explodierte während der Olympischen Spiele im Centennial Park in Atlanta eine Bombe, bei deren Explosion zwei Menschen ihr Leben verloren und mehr als 100 teilweise schwer verletzt wurden. Wie sich später herausstellte, war für die Tat ein radikaler

Abtreibungsgegner verantwortlich, der jedoch erst im Jahr 2003 für sein Verbrechen belangt wurde. In seinem neuen Film nimmt sich der betagte Regisseur Clint Eastwood des Falls an. Im Zentrum seiner präzise getakteten Leinwandzählung steht dabei nicht der Täter, son-

dern der Wachmann Richard Jewell. Er findet während eines Konzerts einen Rucksack voller Sprengstoff. Umgehend schlägt der Securitymann bei den Behörden Alarm. Bevor ein Räumkommando der Polizei die Bombe entschärfen kann, fliegt sie jedoch in die Luft. Richard Jewell überlebt das Attentat – nahezu unverletzt. Für die Ermittler vor Ort wird Jewell zum Verdachtsfall. Zunächst in den Medien als Held gefeiert – denn ohne sein frühes Alarmschlagen wären wohl noch viel mehr Menschen ums Leben gekommen –, erhärtet sich der polizeiliche Argwohn, als Jewells Background Gegenstand der Untersuchungen der Ermittler wird. Allzu sehr passt sein Profil zum Bild des typischen »lone gunman« oder Bombenlegers. Jewell (gespielt von Paul Walter Hauser), ein gescheiterter Typ in seinen 30ern, ideologisch fragwürdig, Waffennarr und im Polizeidienst gescheitert, handelt sich – bei seiner Mutter (Kathy Bates) wohnend – von Securityjob zu Securityjob und legt im Rahmen seiner Betätigungen einen übertriebenen Dienstfeiern an den Tag. Ein »perfect match« könnte man meinen. Doch FBI-Ermittler und Medien liegen daneben. Schnell wird klar, was die Vorverurteilung für Jewell und sein Privatleben für Folgen hat.

Clint Eastwoods detailverliebte Nacherzählung des Falls Richard Jewell basiert auf dem Sachbuch »The Suspect« von Kent Alexander und Kevin Salwen. Wer mit Eastwoods politisch extrem konservativen Einstellungen vertraut ist, wird schnell verleitet sein, seine Version des Falls Jewell als plumpe Pro-Trump-Polemik zu lesen (böse Medien, böses FBI). Dies würde der Verfilmung, die abseits aller ideologischen Grabenkämpfe in den USA ein Individualschicksal in den Fokus nimmt, jedoch nicht gerecht werden. Vielmehr beschäftigt sich Eastwood primär mit den Mechanismen der Aufmerksamkeitsgesellschaft als solcher. Und dennoch kommt »Der Fall Richard Jewell« nicht ohne ideologische Schlagseite aus: So wird etwa die damals berichtserstattende CNN-Mitarbeiterin Kathy Scruggs (Olivia Wilde) in einem bizarr misogynen Zerrbild als öffentlichkeitsgeile Journalistin gezeichnet. Einen solchen undifferenzierten Quatsch hätte sich Eastwood sparen können, gelingt ihm doch in seinem ansonsten faszinierend inszenierten Film eine nuancenreiche Darstellung seiner Figuren, speziell seines Richard Jewell, der anders als Clint Eastwoods Lieblingscharaktere wie zuletzt in »Sully« oder »American Sniper« nicht als glänzender amerikanischer Held, sondern als Mensch mit guten Seiten wie auch mit all seinen Verfehlungen gezeichnet wird. ||

Mutationen in Pink

Mit beeindruckenden Farb- und Ekeffekten bringt Robert Stanley H.P. Lovecrafts »Die Farbe aus dem All« auf die Leinwand.

MATTHIAS PFEIFFER

Nathan (Nicolas Cage) hat sich für seine Familie die perfekte Idylle ausgesucht: Ein Hof irgendwo im Wald, samt Tomaten- und Alpakazucht. Seine Tochter (Madeleine Arthur) interessiert sich für Okkultismus, sein Sohn (Brendan Meyer) eher für Joints, aber an sich ist alles in Ordnung. Als Horrorkenner weiß man, dass das alles nicht lange gut gehen kann. Was einen bei »Die Farbe aus dem All« erwartet, ist jedoch nicht so leicht vorhersehbar.

Robert Stanley hat mit seinem Film die gleichnamige Geschichte H.P. Lovecrafts aus dem Jahr 1927 ins 21. Jahrhundert versetzt. Das Böse kommt hier in Gestalt eines Meteoriten auf die Erde, beziehungsweise als pinke Farbe, die er freisetzt und das Leben von Nathans Familie aus den Fugen geraten lässt. Elektrogeräte und Autos versagen ihren Dienst, bizarre Insekten und Pflanzen machen sich breit, schließlich zeigt sich beim jüngsten Sohn (Julian Hilliard) und Nathans Frau (Joely Richardson) fremdartiges Verhalten.

Bis zur Hälfte legt Stanley den Fokus ganz auf die unbekannte Bedrohung. Dann explodiert alles. Psychedelische Farbgewitter, Cronenberg-artiger Körperhorror (kein CGI, sondern noch »wunderschön« handgemacht) und ein herrlich ausrastender Nicolas Cage – der Film steigt eigenwillig aus der Horror-Masse hervor. Dabei schafft er es doch geschickt, nicht allzu sehr zu übertreiben, sondern die Handlung und ihre Figuren im Bereich des Glaubwürdigen zu halten. So ist »Die Farbe aus dem All« ein wunderbarer Film für alle, die eine Pause vom gewohnten Grusel brauchen, ohne zu sehr überfordert zu werden. ||

DIE FARBE AUS DEM ALL

USA, Portugal, Malaysia 2019 | Regie: Richard Stanley | Mit: Nicolas Cage, Q'orianka Kilcher, Joely Richardson | 113 Minuten
Kinostart: 5. März

Anzeige

DER FALL RICHARD JEWELL

USA 2019 | Regie: Clint Eastwood | Mit: Paul Walter Hauser, Kathy Bates, Sam Rockwell u. a.
Kinostart: 19. März



Ola Onabulé, der Samstagsact in Burghausen | © Jazzwoche Burghausen

Latin, Blues und Perspektiven

Die 51. Jazzwoche Burghausen startet mit viel Prominenz in den Musikfrühling.

ULRICH MÖLLER-ARNSBERG

Wenn er auftritt, greift er so beherzt in die Tasten, dass manchem bange wird um den Flügel, an dem er spielt. Der aus der dominikanischen Republik stammende Michel Camilo ist ein auf Jazzfestivals gefeierter internationaler Pianist, der die Salsarhythmen, mit denen er einst berühmt geworden ist, nur als ein Spielbein ansieht. Mit seinem Quartett bestreitet der 65-Jährige das Eröffnungskonzert der Jazzwoche Burghausen, für die sich das Städtchen an der Salzach vom 17. März an wieder für sechs Tage in eine Musikmetropole verwandelt. Die Bühne teilt sich Camilo außerdem mit dem New Cool Collective. Mit den Dänen hatte er im vergangenen Sommer einen gefeierten Auftritt beim North Sea Jazzfestival, sie kennen sich also schon und geben ein wenig das Motto des Konzertreigens vor. Denn auch der zweite Abend bringt eine spannende musikalische Verbindung mit dem Saxofonisten Wilson de Oliveira und dem Posaunisten Joe Gallardo auf die Bühne der Wackerhalle. Der eine, geboren in Uruguay, kommt mit eigenen Kom-

positionen, die vom Candombe-Rhythmus seiner Heimat durchpulst sind. Der andere, langjähriges Mitglied der NDR-Bigband, der im vergangenen Jahr seinen 80. Geburtstag gefeiert hat, ist ein Altmeister auf seinem Instrument, und das nicht nur im Latinjazz. Danach gehört die Bühne in Burghausen der mittleren Generation mit Funk, Soul und jazzbeeinflusstem Rock. Das verspricht der amerikanische Saxofonist und Produzent Bill Evans. Die Spy Killers nennt er seine gefährlichste Band. Der Nürnberger Schlagzeuger Wolfgang Haffner dürfte sich als besonderer Gast nicht davon abschrecken lassen. Er, der in jungen Jahren noch bei der deutschen Jazzlegende Albert Mangelsdorff in der Band mitgespielt hat, gehört immerhin zu den grooveversiertesten Rhythmikern im Lande.

Dancefloorjazz verspricht die Band Jungle By Night am Freitagabend der Jazzwoche in der Wackerhalle. Das Amsterdamer Kollektiv aus musikalischen Individualisten verschmilzt psychedelischen Rock mit Hip-Hop und Reggae. Könnte ein

spannender Abend werden und sogar ein wenig zur Band-Battle werden, weil mit Snarky Puppy im zweiten Programmteil des Abends eine Band antritt, die es vom Geheimtipp zur Kultband gebracht hat. Bis zu 40 Musiker zählen zum Ensemble um Snarky-Puppy-Gründer Michael League. Der 35-jährige Fusionbassist aus dem kalifornischen Long Beach steht für intelligente Songs, starke Melodien und Heavy Beats, die das Publikum zum Tanzen mitreißen. Etwas gedrosselter, aber nicht weniger eingängig dürfte das Folgekonzert übrigens schon mittags ab 13.30 Uhr mit dem Bluesgitarrierten Kai Strauss und seinen Electric Blues All Stars werden. Strauss, in der deutschen Blueshochburg Osnabrück aufgewachsen, hat nicht nur in der europäischen Szene einen großen Namen – was ihm vier deutsche Blues Awards eingebracht hat. Ihm wird auch von amerikanischen Kritikern ein authentischer Stil attestiert, und die US-Kollegen biegen im Anschluss daran ebenfalls in Burghausen ein, vertreten durch die BB King Blues Band, die die Erinnerung an den 2015 verstorbenen »King of Blues« hochhält. Mit der Schweizer Harfenistin Julie Campiche ist am Festivalsamstag eine Musikerin in der Stadthalle vertreten, die ihr Instrument wahrlich weit weg führt von dem, wofür es steht. Arpeggien über die Saiten mit sanft anstreichendem Daumen gibt es bei ihr schon auch. Aber die 36-Jährige nimmt andererseits gerne den Schlegel und trommelt die Saiten an. Oder sie spielt gar nicht auf der Harfe, sondern programmiert die Sounds am Synthesizer. Und eine weitere Lady der Jazzszenen ist im parallelen Konzert in der Wackerhalle zu bewundern. Nina Simones Tochter Lisa sorgt dort für energiegeladene Soul, gefolgt vom Ola Onabulé Septet. Für den Absacker nach der späten Altstadt nacht mit neun Bands sorgen am letzten Morgen im Jazzkeller die New Orleans Dixie Stompers. Und am Nachmittag gibt es mit Alma Naidu, Melusine und Ikarus ein paar neue Bands als Ausblick zu erleben. Fazit: Wer es nicht eh schon vorhatte, im März den frühen Frühling mit Musik zu verbringen, der kann es sich noch eben überlegen. Die Jazzwoche jedenfalls lohnt die Anreise. ||

51. INTERNATIONALE JAZZWOCHEN BURGHAUSEN
Burghausen | Wackerhalle, Stadtsaal, Clubs | 17.–22. März
verschiedene Zeiten | Tickets: 08677 91646333 | www.b-jazz.com

Schwestern zur Sonne!

Das Minifestival »We Won't Shut Up« feiert die weibliche Kraft des Rock'n'Roll.

DIRK WAGNER

Ob es nun wirklich daran liegt, dass es zu wenige Vorbilder für Rockmusikerinnen gibt, wie in Diskussionen über den Status der Frau in der Rockkultur oft behauptet wird, sei dahingestellt. Zu beobachten ist jedoch, dass Musikerinnen in kleinen Clubs zwar zum Glück keine Seltenheit mehr sind, derweil die großen Festivals nach wie vor männerdominiert bleiben. »Mögt Ihr keine Frauen?«, fragte darum auch mal Shirley Manson ihr Publikum im Olympiastadion, als sich die Sängerin der Rockband Garbage dort nämlich als einzige Frau auf einem dreitägigen Rockfestival wiederfand. Dann wollte sie wissen, wie viele Frauen im Zuschauerraum stünden. Laut jubelten die angesprochenen Zuschauerinnen. In dem Augenblick klang Manson tatsächlich ein wenig angewidert, als sie ergänzte: »Kommt schon, Schwestern, wacht endlich auf!«

Auf solche großen Events haben die Veranstalterinnen Nicola Schwartze und Karolin Böck von der Münchner Agentur NIKA Music leider keinen direkten Einfluss. Trotzdem ist vor allem ihre Konzertreihe NIKA Femme Power in verschiedenen Clubs dieser Stadt nicht nur eine weitere Verbesserung der Situation, sondern auch ein leider immer noch notwendiger Hinweis auf solchen Missstand. Ein Missstand, der im Übrigen auch losgelöst von allem Unrechtsbewusstsein eine regelrechte Ressourcenverschwendung bedeutet, wenn eben die weibliche Hälfte der Bevölkerung ihre kreativen Beiträge zur kulturellen Bereicherung der Gesellschaft nicht vollwertig entfalten kann.

Ohne Männer als Zuschauer und Musiker auszugrenzen, wie ähnlich gesinnte Veranstaltungen das auch ab und an handhaben, liegt bei NIKA Music der Fokus auf spannenden Musikerinnen, wie neulich die Sängerin der iranischen Band Makichi. Im Publikum genossen auch einige szenebekanntere Gestalten das Konzert, die sich selbst einmal zusammaten, um unter dem Namen Holy Fingers Musikerinnen nach München zu laden, die den Profis des Business zu wenig erfolgversprechend erscheinen. Die Schweizer Musikerin Emilie Zoé zum Beispiel, die nach ihrem von den Holy Fingers organisierten München-Gig im Heppel & Ettllich am nächsten Tag noch einmal »auf Hut« in der Favoritbar auftrat. Ohne festen Eintritt also, sondern gegen freiwillige Spenden und unterstützt von Bellevue Di Monaco, deren Lautsprecher für diesen Anlass sozialisiert wurde.

Als nun die Holy Fingers die Veranstaltung NIKA Femme Power besuchten, galt das auch einer weiteren Vernetzung in München, wo immer mehr Idealistinnen gemeinsam Nischen fernab vom gewinnorientierten Mainstream pflegen. Zusammen stemmen NIKA Music und Holy Fingers darum am Weltfrauentag zum 8. März in der Glockenbachwerkstatt das Fest »We Won't Shut Up«, das neben Workshops und Vorträgen über Feminismus auch großartige Musikerinnen bietet wie die Atari-Teenage-Riot-Mitbegründerin Hanin Elias oder die eisenbahnbegeisterte Rock'n'Rollerin Trixie & The Trainwrecks. Genug Power also für einen langen Musikabend. ||

WE WON'T SHUT UP

Glockenbachwerkstatt | Blumenstr. 7 | 8. März | 16 Uhr
Tickets: 01806 570070 | www.glockenbachwerkstatt.de

Still living that dream

Suzi Quatro wird 70 und ist agil wie eh und je. Die Dokumentation »Suzi Q« führt den Beweis.



Suzie Q | © arsenal

RALF DOMBROWSKI

Alice Cooper ist begeistert, Debbie Harry auch. Eigentlich sind es alle, die in dem Dokumentarfilm »Suzi Q« vorkommen, alle, bis auf die Geschwister. Und der frühere Ehemann. Denn Suzi Quatro hat etwas gemacht, was zu ihrer Zeit ein Unding war. Sie hat sich als Frau im Männerbusiness einen Bass umgeschonnt und Rock'n'Roll gespielt, mit dem sie sich identifizieren konnte. Und dabei die Familie hinter sich gelassen. Ein paar Männer wie die Produzenten Mickie Most oder Nicky Chinn und Mike Chapman haben ihr geholfen, ohne sie wäre es Anfang der Siebziger überhaupt nicht gegangen. Aber im Kern war sie das pfiffige Energiebündel aus einem Vorort von Detroit, das zu einem Vorbild für zahlreiche weitere Frauen des Musikgeschäfts wurde, von Joan Jett bis Chrissie Hynde. Sie war die, die sich auf den Weg in die Welt machte, den Mief der amerikanischen Vorstadt hinter sich ließ, um in der Ferne Erfolg zu haben.

Darauf legt Regisseur Liam Firmager Wert, der 2019 die Dokumentation über das Leben der Musikerin gedreht hat. Sein Fokus ist die Sonderrolle von Suzi Quatro als Wegbereiterin einer Szene, und das ist mit Bedacht gewählt. Denn stilistisch hat seine Künstlerin wenig bewegt. Sie war Teil der Glam Rock Ära, bog dann in Richtung Schlager ab und blieb seit

Mitte der Achtzigerjahre als wandlungsfähige Darstellerin und Sängerin aktiv, die eine eigene Fernsehshow moderierte, in Musicals spielte und selbst eines über die Schauspielerinnen Tullulah Bankhead schrieb. Privates bleibt außen vor, wird mit der trotz aller Bemühungen an der Berühmtheit der Künstlerin scheiternden Ehe eher angedeutet als ausgewalzt. Überhaupt wirken viele der Statements, die von den Wegbegleitern, Freundinnen, Verwandten eingesammelt und mit Konzertbildern und längeren Interviewsequenzen gekoppelt werden, brav darauf bedacht, Quatro selbst, aber auch die Ära der knospenden und die Unschuld verlierenden Rockmusik nostalgisch freundlich zu bedenken.

Die weitestgehend chronologisch gegliederte Lebenslinie mit Fokus auf den frühen Jahren und beschleunigter Wahrnehmung der späteren Aktivitäten betont ihre Rolle als unverhoffte Proto-Feministin im Barbarella-Jumpsuit, die vor allem Musik machen wollte, sich von ihrem Vater und dessen Anerkennung lösen musste, an manchen Ecken des Lebens stolperte, sich aber wieder aufraffte, selbstbewusst in ihrer Unsicherheit, weiter, weiter gehen zu wollen. Am Ende sieht man Suzi Quatro mit ihrem Sohn Richard Tuckey, beide die Instrumente in der Hand, im Studio bei der Produktion neuer Aufnahmen, mit denen sie inzwischen wieder auf Tournee ist. Und man hört sie den Satz sagen, der die ganze Geschichte zusammenhält: »Ich glaube, ich habe das erreicht, wofür ich auf die Welt gekommen bin.« Denn genau genommen ist »Suzi Q« kein Film über Musik. Er ist auch keine historische Aufarbeitung des Phänomens von Frauen in der Rockmusik und deren Gängelung durch die Eitelkeiten der Männerwelt. Er ist ein Film über Glück und was es heißt, dessen letzte Konsequenz auch und vor allem unter dem Verzicht auf gesellschaftliche Konventionen zu leben. »Still living that dream«, auch wenn es manchmal hart ist. ||

SUZI Q

Dokumentarfilm | Australien 2019 | Buch & Regie: Liam Birmager
Mit: Suzi Quatro u.a. | 98 Minuten | Kinostart: 19. März

II VORMERKEN! ||||||||||||||||||||||||||||||||||||||

21. März

RABIH ABOU-KHALIL TRIO

Unterfahrt | Einsteinstr. 42 | 20.30 Uhr | Tickets: 089 4482794
www.unterfahrt.de

Es gab Zeiten, da machte Rabih Abou-Khalil halbjährlich an Münchner Adressen Halt, um die Fangemeinde über den aktuellen Stand seiner weltmusikalischen Klangerkundungen zu informieren. Inzwischen sind die Konzerte deutlich rarer geworden, so wie der libanesischer Komponist, Oud-Guru und Entertainer überhaupt seine musikalischen Offensiven reduziert hat. Insofern ist es eine besondere Gelegenheit, ihn zusammen mit zwei weiteren Meistern des europäischen Jazz in der Unterfahrt erleben zu können. Denn Rabih Abou-Khalil hat sich den Akkordeonisten Luciano Biondini und seinen langjährigen polyrhythmischen Mitstreiter Jarrod Cagwin in die Band geladen, um am Konzept der kulturübergreifenden Improvisationskunst weiterzufeilen. Und da er seine Experimente diesmal im Club-Ambiente durchführt, hat man die Möglichkeit, direkt an einem Laboraufbau der stilistischen Grenzüberschreitung teilhaben zu können. Ein besonderer Abend.

Anzeige

Große Orchester 2020/2021

Die Welt zu Gast in München – 8 Konzerte mit Weltklasse-Orchestern im Abonnement



Montag, 9. November 2020, 20 Uhr, Philharmonie
Orchestra di Santa Cecilia Roma
Liszt Klavierkonzert Nr. 1 Es-Dur S 124
Rimski-Korsakow „Scheherazade“ op. 35
Yuja Wang, Klavier · Sir Antonio Pappano, Leitung



Dienstag, 24. November 2020, 20 Uhr, Philharmonie
City of Birmingham Symphony Orchestra
Elgar Cellokonzert e-moll op. 85
Strawinsky „Le sacre du printemps“
Sheku Kanneh-Mason, Violoncello
Mirga Gražinytė-Tyla, Leitung



Mittwoch, 2. Dezember 2020, 20 Uhr, Philharmonie
Wiener Symphoniker
Rachmaninow Klavierkonzert Nr. 3 d-moll op. 30
Schostakowitsch Symphonie Nr. 5 d-moll op. 47
Beatrice Rana, Klavier · Fabio Luisi, Leitung



Freitag, 11. Dezember 2020, 20 Uhr, Philharmonie
Orchester des Bolschoi Theaters Moskau
Tschaikowsky „Der Nussknacker“ op. 71 (Auszüge)
Tschaikowsky Violinkonzert D-Dur op. 35
Rachmaninow Symphonische Tänze op. 45
Julian Rachlin, Violine
Tugan Sokhiev, Leitung



Donnerstag, 21. Januar 2021, 20 Uhr, Philharmonie
Philharmonia Zürich
Mozart Klarinettenkonzert A-Dur KV 622
Brahms Symphonie Nr. 2 D-Dur op. 73
Sabine Meyer, Klarinette · Fabio Luisi, Leitung



Dienstag, 2. Februar 2021, 20 Uhr, Philharmonie
Orchestra Filarmonica della Scala
Mendelssohn Violinkonzert e-moll op. 64
Mahler Symphonie Nr. 1 D-Dur „Der Titan“
Emmanuel Tjeknavorian, Violine
Riccardo Chailly, Leitung



Sonntag, 21. Februar 2021, 20 Uhr, Philharmonie
Sächsische Staatskapelle Dresden
Beethoven Klavierkonzert Nr. 1 C-Dur op. 15
Mendelssohn Symphonie Nr. 3 a-moll op. 56 „Schottische“
Sir Andrés Schiff, Klavier & Leitung



Donnerstag, 20. Mai 2021, 20 Uhr, Philharmonie
Philharmonisches Staatsorchester Hamburg
Brahms Symphonie Nr. 3 F-Dur op. 90
Brahms Klavierkonzert Nr. 2 B-Dur op. 83
Nikolai Lugansky, Klavier · Kent Nagano, Leitung

Finsterlinge mit System

Die Kammerspiele übergeben dem Düster-Jazz von Bohren & Der Club of Gore die Kontrolle.

MATTHIAS PFEIFFER

Nach dem Friedhof noch in die Bar. Dort sitzt man dann alleine im Dämmerlicht am Tresen und starrt Löcher in seinen Bourbon. Wenn man nach der perfekten Situation für die Beschallung von Bohren & Der Club of Gore sucht, dann ist es wohl diese. Als sich das Quartett 1988 in Mühlheim an der Ruhr gründete, war man allerdings noch in Metal- und Hardcore-Kreisen unterwegs. Schnell wechselte man zu dem obskuren Stil, der heute als Dark Jazz oder Doom Jazz bekannt ist. Minimalistisch bis monoton kriechen die Klänge aus den Instrumenten. Statt ausschweifender Interpretationen schaut man penibel darauf, dass kein Ton zu viel gespielt wird. Auch wenn es nur schwer vorstellbar ist, Saxofonist und Pianist Christoph Clöser bezeichnet diese Spielart als »körperlich anstrengend«. Die ganze Atmosphäre wabert zwischen Weltuntergang und altem Horrorfilm.

Diese Schwere kann auch für die Zuhörer anstrengend werden. Der musikalische Tiefpunkt »Black Earth« (2002) entzieht einem mitunter jede Energie. Tiefpunkt ist hier durchaus positiv gemeint, eine solche Dichte an inszenierter Finsternis erlebt man selten. Wen das trotzdem langweilt, dem entgegnet die Band selbstironisch: »Other bands play, Bohren bore!« Wer

Mitfiebern und Hochstimmung aber hintanstellt, der bekommt einen meditativen Mahlstrom, der einen so schnell nicht mehr loslässt. Zudem fällt auf, dass keineswegs nur stumpfe Langleweiligkeit herrscht. Wenn man beispielsweise das neue Album »Patchouli Blue« auflegt, kommen Assoziationen zu Angelo Badalamenti, hier und da sogar zu Sphärenreitern wie Tangerine Dream auf. Am wichtigsten sind jedoch die Bilder im Kopf. Die flackern vor allem bei den Konzerten auf, bei denen mit dem Licht auch gleich der Musikkult runtergedreht wird. Bohren & Der Club of Gore werden nur durch ein paar kleine Halogenstrahler beleuchtet, der Rest der Location versinkt im Schatten. Das ist mehr als nur eine Showeinlage, die Band will sich eher so nebensächlich wie möglich machen, sodass die Musik im Vordergrund steht. Unter diesen Umständen klappt es vielleicht doch mit dem Mitfiebern. Man muss ja nicht immer gleich tanzen. ||

BOHREN & DER CLUB OF GORE

Kammerspiele – Kammer 1 | 21. März | 20 Uhr

Tickets: 089 23396600 | www.muenchner-kammerspiele.de



Bohren & Der Club of Gore | © Kim von Coels

Worte statt Musik

Es gibt viel zu erzählen. Deshalb reden Billy Bragg und Debbie Harry gerne auf der Bühne.

JÜRGEN MOISES

Bob Dylan und Bruce Springsteen haben es getan, das Gleiche gilt für Patti Smith und Tina Turner, Keith Richards, Eric Clapton, Mark Oliver Everett, Tim Burgess, Robert Forster, Kim Gordon und Viv Albertine. Hannes Wader hat es ebenfalls gemacht, genauso wie Dirk von Lowtzow oder Peter Maffay. Sie alle haben, genau, ihre Autobiografie geschrieben. Oder schreiben lassen, wie zuletzt etwa Elton John, der dafür den Musikkritiker Alexis Petridis engagiert hat. Denn der britische Sänger und Musiker ist zwar ein genialer Komponist, aber die meisten Texte stammen von Bernie Taupin. Und da war es wohl naheliegend, dass auch jemand anders seine Memoiren verfasst. Ähnlich ist es bei Udo Lindenberg, dessen Story man in den Worten von Thomas Hüetlin nachlesen und (auch wie bei John) sich zusätzlich noch als Film, als Biopic, reinziehen kann.

Dass Musiker nicht nur Songs, sondern auch Bücher schreiben, ist okay, nichts Neues. Aber in den letzten Jahren hatte man den Eindruck, dass das irgendwie inflationär passiert. Mit dem britischen Singer-Songwriter Billy Bragg und der Sängerin von Blondie, Debbie Harry, sind am 9. und

13. März nun zwei Musiker im Muffatwerk zu Gast, die dort nicht singen, sondern eben: über ihre Bücher reden werden. Und die damit ebenfalls in dieses Schema fallen. Wobei: Billy Bragg, der mit Franz Dobler und Achim Bogdahn sprechen wird, ist da doch eine gewisse Ausnahme. Denn er stellt mit »Die drei Dimensionen der Freiheit« keine Autobiografie vor. Sondern einen »politischen Weckruf«, in dem er sich sachlich, theoretisch fundiert und wirklich lesenswert mit Populismus, Brexit, Neoliberalismus auseinandersetzt und schlüssig aufzeigt, warum es für wahre Freiheit neben Liberalität und Gleichheit vor allem auch Verantwortlichkeit braucht.

Debbie Harrys Buch »Face It«, über das sie mit ihrem Ex-Bandkollegen Chris Stein auf der Bühne plaudern wird, ist dagegen autobiografisch. In einem relativ frei assoziativen und manchmal etwas naiv wirkenden Ton erzählt sie von ihrer Kindheit in der Kleinstadt, von Sex, Gewalt und Drogen in New York. Oder davon wie der bekokkste David Bowie 1977 vor ihr seinen Schwanz herausgeholt hat. Dass diese Episode überall zitiert wurde, zeigt, was wohl viele Verlage, Medien und Leser von Musikerbüchern erwarten. Nämlich: Glamour, Sex, Drugs,

Rock'n'Roll, dasselbe, was Klatschmagazine füllt, in einer hohen, auflagenstarken Dosis. Oder aber: die »wahre« Geschichte, die hinter allen Klatschgeschichten steckt. Dass Debbie Harry »von Geburt an Punk« war, eine Außenseiterin und als Kind vor dem Wald und anderen »wildem« Dingen keine Angst hatte (Tina Turner erzählt das in ihren Memoiren ganz ähnlich): Auch das passt zu den Erwartungen an eine Künstlerbiografie, die ihre Vorläufer in Giorgio Vasaris »Viten« und den Hagiografien, den Heiligenlegenden, hat. Auch dort ging es darum, das Besondere der Heiligen/Künstler herauszustellen, ihre Taten, äußeren und inneren Kämpfe, man könnte auch sagen: ihren »Legendenstatus« zu legitimieren. Das mag bei vielen Musiker-Memoiren nicht die erklärte Absicht sein. Als Erwartung schwingt es aber fast immer mit. ||

BILLY BRAGG // DEBBIE HARRY & CHRIS STEIN

Muffathalle | Zellstr. 4 | 9. // 13. März | 20 Uhr

Tickets: 089 54818181 | www.muffatwerk.de

Botschaft im Gepäck

Anna Depenbusch singt Schönes, Faber singt Heftiges. Zwei Beispiele für neue deutsche Liedkultur.



Anna Depenbusch | © Steven Haberland

Wer mühelos verstehen will, was auf der Bühne gesungen wird, hat derzeit die Wahl. Denn in München machen zahlreiche Künstlerinnen und Künstler Station, die ihre Botschaften auf Deutsch verbreiten, und sie spannen den inhaltlichen Bogen ziemlich weit. Zwei Beispiele aus dem März-Panoptikum: Auf der einen Seite des Spektrums steht zum Beispiel Anna Depenbusch. Die Hamburger Chansonnière hat sich während der vergangenen 15 Jahre vom fröhlichen Mädel mit blumigen Kleidern und ebensolchen Liedern zur nachdenklichen Botschafterin der Nostalgie entwickelt, die noch immer hintersinnige Liebesweisen textet, dabei aber bekennt, alte Schule geworden zu sein. »Mich berühren besonders die flüchtigen Zwischenmenschlichkeiten«, gibt sie aus Anlass ihres neuen Albums »Echtzeit« zu Protokoll und ergänzt: »Das große Gefühl im kleinen Moment, der Zauber des Alltäglichen.« Und da sich

das bevorzugt am Flügel mit dem dezenten Charme der Boheme verkörpern lässt, schlüpft Depenbusch am 21. März im Prinzregententheater in die Rolle der charmanten Chanteuse, die die Unwägbarkeiten des Emotionalen kolportiert.

Von Faber könnte man Ähnliches über die Bedeutung der Emotionen sagen. Doch rangiert der junge Schweizer am Ende der Skala des Energischen. Denn er hat eine Wut im Bauch, einen klaren und heftigen Vorbehalt gegen das Bigotterie der saten mitteleuropäischen Wohlstandsgesellschaft jeden Alters. In »Generation Youporn« durchleuchtet er die Orientierungslosigkeit der Bildschirmstarrer, »Vivaldi« ist ein ganz und gar unkorrekter Abgesang auf die Doppelmoral einer zwischen Kampf-feminismus und Protochauvinismus pendelnden Öffentlichkeit, während »Das Boot ist voll« mit schwer erträglicher Direktheit die Abgestumpftheit der Globalisierungsverlierer thematisiert. Faber hat Kraft, schreit heraus, kann umlullen und umhauen, ein Liedaktivist mit dem Potential, einer Gesellschaft ins Gewissen zu singen. Sein Konzert am 11. März in der Tonhalle ist nahezu ausverkauft, es lohnt sich aber, einen Abstecher zur Halle zu machen, denn wer noch ein Ticket ergattert, wird den Abend in Erinnerung behalten. Oder merkt sich den 2. November, wenn die nächste Tourneerunde ansteht. || rd

FABER // ANNA DEPENBUSCH

Tonhalle, Werksviertel // Prinzregententheater

11. März // 21. März | jeweils 20 Uhr | Tickets: 089 54818181
www.fabermusik.de // www.annadenpenbusch.de

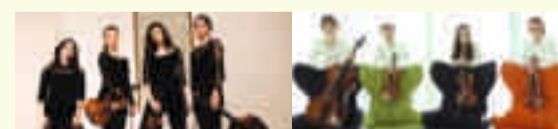
Anzeige

ICKINGER FRÜHLING 2020

7. Internationales Streichquartett-Festival

Frauenpower

am Wochenende 25. / 26. April 2020 in Icking!



Sa, 25. April | 16.00 Uhr
Quatuor Akilone (Frankreich)
Gabriel Fauré | Xu Yi |
Johannes Brahms (Streichsextett)

Sa, 25. April | 19.30 Uhr
Rusquartet (Russland)
Ludwig van Beethoven | Lera Auerbach |
Peter I. Tschaikowsky



So, 26. April | 11.00 Uhr
Klenke Quartett (Deutschland)
Germaine Tailleferre | Emilie Mayer |
Ludwig van Beethoven

So, 26. April | 16.00 Uhr
Quatuor Zaïde (Frankreich)
Fanny Mendelssohn | Clara Schumann |
Felix Mendelssohn-Bartholdy (Oktett)

Gesamtpakete: Tel. 08178-7171 | ticket@klangwelt-klassik.de
Einzelkarten auch bei München Ticket und online unter

www.klangwelt-klassik.de

**KLANGWELT
KLASSIK**

KLAUS KALCHSCHMID

»I Masnadieri« nach Friedrich Schillers gleichnamigem Drama »Die Räuber« war 1847 Giuseppe Verdis zweite Schiller-Vertonung nach »Giovanna d'Arco« (Johanna von Orleans, 1845) und vor »Luisa Miller« (nach »Kabale und Liebe« 1849) sowie »Don Carlos« (1867). Zur Handlung: Karl (Carlo) Moor wurde von seinem Bruder Franz (Francesco) verleumdet und daher vom Vater verstoßen und dann Anführer brandschatzender Räuber. Carlo ist hin- und hergerissen zwischen seiner Liebe zu Amalia und Männern, die in einer Welt ohne Gesetze, in der ein paar Reiche vielen Armen gegenüberstehen, keine Skrupel mehr kennen. Von diesem Dilemma zermüht, tötet er am Ende Amalia und übergibt sich selbst dem Schafott. Komponiert vor und unmittelbar nach »Macbeth«, besitzen »I Masnadieri« nicht durchgehend dessen musikalische Innovation, weisen aber dennoch viele bemerkenswerte, auch dramaturgisch gelungene Momente auf, so die innovative Behandlung der Chöre, bei denen der Wortsinn immer wieder einer prägnanten rhythmischen Akzentuierung untergeordnet wird oder eine große Altraum-Erzählung Francescos, bei der er sich vor dem Jüngsten Gericht wähnt, das ihm keine Vergebung gewährt. Hier wird das tradierte Arienschema von Cavatina und Cabaletta um des Ausdrucks willen an seine Grenzen geführt.

Das »ideenüberfrachtete und emotionsüberladene« Stück Schillers, so Dramaturg Malte Krasting, sei hier »geschickt für die Opernbühne kondensiert und natürlich eine echte Begegnung von Amalia und Carlo für ein veritables Liebesduett hinzuerfunden worden«. Regisseur Johannes Erath inspirierte das Preldio zur Oper mit seinem Charakter eines

verkappten Cellokonzerts zu dem Gedanken, dass die in der Oper ungenannte Mutter vielleicht Cellistin war, zu deren Gedenken diese Musik immer wieder erklingt. Der Regisseur geht noch weiter und betrachtet die beiden so ungleichen Brüder als Zwillinge. Bei der Geburt des zweiten, also Francesco, ist die Mutter ums Leben gekommen und die daraus resultierenden Schuldgefühle machen aus ihm einen »rational Zergliedernden und Intrigierenden, während Carlo der Gefühlsmensch ist«.

161 Jahre mussten vergehen, bis 2008 die Münchner Erstaufführung von »I Masnadieri« am Gärtnerplatztheater stattfand, und noch

Ein bisschen Revolution

Verdi mochte Schillers Idealismus. Seine Opern-Adaption der »Räuber« ist trotzdem eine Rarität im Spielplan.



Diana Damrau und Regisseur Johannes Erath bei den Proben zu »I Masnadieri«
© Wilfried Hoesl

einmal zwölf Jahre, bis es die Oper des 34-jährigen Verdi an die Bayerische Staatsoper schaffte. Für die Bühne des Nationaltheaters hat Kaspar Glarner, der auch für die Kostüme verantwortlich ist, in verfremdetem Realismus die Halle einer Villa entworfen, auf die wir wie in einer Kristallkugel gespiegelt sehen, wodurch sich die Ränder nach außen wölben. Die musikalische Leitung der Produktion, die live auf BR Klassik übertragen wird, hat Michele Mariotti, der vor drei Jahren eine sensationelle »Semiramide« von Rossini am Nationaltheater dirigierte. Als Rollendebütanten singen in den Hauptpartien Diana Damrau als Amalia, Charles Castronovo (Carlo) und Igor Golovatenko (Francesco). Mika Kares ist als Vater Massimiliano zu erleben, insgesamt also eine Kombination der Ingredienzien, die neugierig macht. ||

I MASNADIERI
Staatsoper | 8., 11., 14., 18., 22., 26., 29. März, 1., 4. Juli | 19 Uhr (So 18 Uhr)
Tickets: 089 21851903 | www.staatsoper.de

II VORMERKEN! ■■■■■■■■■■■■

9.–12. März

WIENER PHILHARMONIKER / ANDRIS NELSONS: BEETHOVEN SYMPHONIEN
Philharmonie | Rosenheimer Str. 5 | jeweils 20 Uhr | Tickets: 089 54818181 | www.gasteig.de

Von Ludwig van Beethoven wird man in diesem Jahr noch viel hören. Schließlich feiert die Musikwelt seinen 250. Geburtstag mit zahlreichen Konzerteignissen, die das gewaltige Schaffen des Komponisten aus Bonn würdigen. Andris Nelsons beispielsweise hat sich mit den Wiener Philharmonikern ans Werk gemacht, um alle neun Symphonien des Meisters neu zu erarbeiten. Und er ist mit dem Weltklasseensemble vier Tage lang in München zu Gast, um die Ergebnisse seiner Interpretationen zu präsentieren. »Nelsons scheint Musik offenkundig in Klängen zu denken, die meisten seiner Gesten zielen nicht auf die Phrasierung einer Melodie oder einer harmonischen Abfolge, sondern auf Farbe und Mischung des Orchesterklangs«, urteilte die »Hannoversche Allgemeine« unlängst über die musikalische Herangehensweise des derzeitigen Kapellmeisters des Gewandhauses in Leipzig und Leiters des Boston Symphony Orchestra. Was das in Bezug auf Beethoven bedeutet, kann man nun in der Philharmonie erleben.

Anzeige

musica femina münchen
komponistinnen entdecken und fördern

in Kooperation mit
Archiv Frau und Musik
Orff-Zentrum München

Konferenz in München 20.–22.3.2020

Und sie komponieren, dirigieren doch!

– Diversity in Music –
Komponistinnen und Dirigentinnen
im Musikleben heute

www.musica-femina-muenchen.de

Anzeige

SCHAUT HER! TONI SCHNEIDERS
RETROSPEKTIVE 19.2.–7.6.2020

KUNSTFOYER MAXIMILIANSTRASSE 53 · MÜNCHEN
TÄGLICH GEÖFFNET 9:00 BIS 19:00 UHR

STIFTUNG F.C. GUNDLACH

VERSICHERUNGS KAMMER KULTURSTIFTUNG

Freigeschwommen

Die junge israelische Jazzwelt hat viel zu bieten. Unter anderem Nitai Hershkovits.

KLAUS VON SECKENDORFF

Mit den Stationen ihrer Entwicklung haben der Bassist Avishai Cohen und der Trompeter gleichen Namens eine Art Role-Model für israelische Jazzmusiker etabliert: erst solider Unterricht im Land ihrer Geburt, dann die Fortsetzung am Berklee College und schließlich der Versuch, sich in der New Yorker Szene zu etablieren. Für den Bassisten, der die Kaderschmiede in Boston ausließ, sollte sich der Big Apple anfangs als besonders schwierig erweisen. Dafür wurde er ab 1996 dank einiger Jahre in Chick Coreas Band Origin zum bekanntesten Vertreter der sich sprunghaft entwickelnden Musikszene israelischer Emigranten. Wenn nun dessen früherer Pianist Nitai Hershkovits mit seinem Trio Lemon The Moon in die Unterfahrt kommt, hat er mit Or Bareket einen Bassisten dabei, der – schon im Februar mit dem Fred Nardin Trio dort zu erleben – zu den gefragtesten Vertretern seiner Zunft zählt. Auch sein Schlagzeuger Amir Bresler ist so begehrt, dass er außerdem am 12. März mit dem nicht nur in München besonders beliebten Pianisten Omer Klein in die Unterfahrt kommt, nur zehn Monate nach einem Auftritt im Ampere. Das Musikerkarussell dreht also fleißig seine Runden und sorgt dafür, dass die jungen Protagonisten der israelischen Jazzszene ihre Stopps in München machen.

Nitai Hershkovits nun wurde 2011 bei Avishai Cohen Nachfolger des Pianisten Shai Maestro. Beide konnten erst so richtig eigenes Profil entwickeln, als sie aus der Band des »Übervaters« Cohen ausstiegen. Nitai erwies sich dabei als geradezu eklektischer Vielseiter mit Lust an Elektronischem, clubtauglichen Beats und skurrilen Kompositionen. Auf sein Album »I Asked You A Question« (2016), einer Wundertüte verspielter Ideen der verwirrenden Art, folgte ein von Nähe zu impressionistisch gefärbter Klassik zeugender Alleingang am akustischen Piano mit dem Titel »New Place Always«. 2018 gründete er jenes Trio, das mit seiner aktuellen CD »Lemon The Moon« wiederum einen reizvollen Mittelweg zwischen Exzentrik und originellem Jazz der etwas bodenständigeren Art verspricht: drei herausragende Vertreter der »israelischen Welle« (»Jazztimes«), die ihre Herkunft nicht verleugnen, sich aber vom erfolgversprechend hymnischen, auf die Dauer jedoch arg berechenbaren Jazz à la Avishai Cohen längst emanzipiert haben. ||

NITAI HERSHKOVITS TRIO
Jazzclub Unterfahrt | Einsteinstr. 42
24. März | 20.30 Uhr | Tickets: 089 4482794
www.unterfahrt.de

Gedacht, gemacht, gehört

Mit »Musik zum Anfassen« führen Münchner Künstler Kinder zum eigenen Klang. Ein Projekt mit Tiefenwirkung.

DIRK WAGNER

Leicht metallisch ploppt es, als Christian Mattick, der Leiter des Vereins »Musik zum Anfassen«, mit der flachen Hand auf eine der beiden Öffnungen eines Schlauchs schlägt. Wirbelt er den Schlauch indes im Kreis, pfeift er ein wenig. Dann wieder bindet Mattick den Schlauch zu einem Knoten, den er mit einem rhythmischen Knarzen auf- und zuzieht. Die Drittklässler der Grundschule an der Stuntzstraße 55 sind fasziniert von den verschiedenen Klangmöglichkeiten, die einem einzigen Schlauch innewohnen. Unterstützt von Mattick und weiteren erwachsenen Musikern arbeiten die Schüler nämlich in ihrem Klassenzimmer an eigenen Kompositionen für selbst gebastelte Instrumente, die noch dazu überwiegend von ebenfalls selbst gebastelten Robotern bedient werden. Darum experimentieren die Jungen und Mädchen auch mit unterschiedlichen Klangquellen wie beispielsweise aufgeblasenen Luftballons, deren Öffnungen sie mit ihren Fingern weit auseinanderziehen, sodass die Luft aus den Ballons dank der so bewirkten Verengungen schrill pfeifend entflucht. Der das Projekt unterstützende Musiker Philipp Kolb, der vor allem ob seiner Formation piano possible zu den führenden Vertretern einer neuen Musik in München zählt, greift sich indes auch einen aufgeblasenen Ballon und wischt nun rhythmisch mit einem Schwamm über dessen Oberfläche. Die Kinder, die gerade noch damit

beschäftigt waren, selbst weitere Klangmöglichkeiten der Ballons zu erkunden, bemerken Kolbs Art, einen Luftballon erklingen zu lassen. Wie von ihm beabsichtigt, übernimmt prompt ein Kind die Idee. Natürlich kann man das als Inspiration loben, wie Kolb hier der komponierenden Schulklasse Klangmöglichkeiten anbietet. Dass die Schüler darum aber sofort ihre eigenen Klangforschungen unterbrechen, zeigt, wie schnell solche Inspiration auch Gefahr läuft, die Kinder in deren eigener Kreativität zu bremsen. Hätte Kolb nämlich nicht gar so bald seinen Vorschlag eingebracht, hätten die Schüler möglicherweise ganz andere Spielweisen eines Ballons für sich entdeckt. Andererseits bräuchte das Musikprojekt dann vielleicht noch mehr Zeit als die wöchentlichen Unterrichtseinheiten, die die beiden involvierten Münchner Grundschulen an der Stuntzstraße 55 und an der Tumbingerstraße 6 dafür zur Verfügung stellen. Um den Zeitplan bis zum ersten öffentlichen Konzert der Schüler in ihren Schulen effektiv zu nutzen, mag es darum notwendig sein, wenn die Projektleiter die Kompositionsarbeit der Kinder immer wieder ein wenig anschieben.

Allerdings kann ein solcher Anschlag auch deutlich unauffälliger gelingen, wie die Münchner Komponistin Laura Konjetzky in der Parallelklasse beweist. Komponieren sei wie ein Haus bauen, erklärt sie dort den Schülern. Dass man dazu Bausteine brauche und

dass die Bausteine des Komponisten Klänge seien, fährt sie fort. Unterstützt vom Keyboarder der Popband Lali Puna, Christian Heiß, hat auch sie mit den Schülern von Robotern betriebene Instrumente gebastelt, die schließlich zu einer gigantischen Klangmaschine vereint wurden. Deren einzelne Soundmöglichkeiten ruft Heiß nun über eine Elektronik ab, die die einzelnen Elemente der Mechanik vereint. Wie auch in der Parallelklasse sortieren die Schüler zunächst die Klänge nach Tonhöhe, Tonart und weiteren Unterscheidungsmerkmalen. »Karacho X 2« zum Beispiel, wie ein Modul der Klangmaschine von den Schülern genannt wird, liefert gleich eine ganze Abfolge von Soundimpulsen, deren Reihenfolge allerdings zufällig und also jedes Mal eine andere ist. Ein anderes Instrument hingegen leuchtet nur. Prompt erklärt ein Schüler, dass dies ein besonders hoher Ton sei, den man darum mit dem menschlichen Gehör nicht mehr wahrnimmt. Ja, bestätigt Heiß den Schüler sodann: Lichtwellen seien tatsächlich tausendmal so schnell wie Schallwellen. Wenn im Laufe des Musikprojekts dann noch von Sinuskurven gesprochen wird, könnten sich Beobachter in der Tat fragen, ob sie wirklich den Gesprächen von Drittklässlern beiwohnen. Doch diese erfinden auch eine Geschichte, die sie musikalisch erzählen mögen, in der ein Urknall der Entstehung einer Fantasiewelt vorausgeht, auf der dann Dauerlutscher auf einer Wiese wachsen. Inspiriert wurden sie hierzu von einem Ausflug ins Deutsche Museum. Klein trifft Groß trifft Fantasie.

Welche Klänge könnten nun welchen Abschnitt ihrer Geschichte erzählen, will auch Christian Mattick von den Schülern wissen. Der Sound der Kugeln, die auf einer Wippe hin und her rollen, könnte zum Beispiel an einen Donner erinnern, räumt er ein. Schließlich dokumentiert eine Partitur, wann welche

Klangmaschinen zum Einsatz kommen. Bewusst verzichten die Musikpädagogen übrigens auf herkömmliche Instrumente, die eine musikalische Vorbildung voraussetzen und in Folge die musizierenden Kinder in der Qualität ihres Spiels unterscheiden könnten. Die selbst gebastelten Instrumente, die hier zum Einsatz kommen, ermöglichen jedem Beteiligten sofort und ohne entsprechende Vorkenntnisse, sich über Klänge zu artikulieren. Zugleich trainieren die Kinder ein Zusammenwirken der verschiedenen Klänge, derweil sie nebenbei auch noch etwas über die Welt erfahren, die sie mit Tönen und Geräuschen abzubilden versuchen. Bevor die Schüler ihre Gemeinschaftskompositionen schließlich am 1. April in der Muffathalle präsentieren, probieren sie diese zunächst in zwei Schulkonzerten, auf die die Musikpädagogen sie vorbereiten. »Die Bühne ist eine Lupe. Sie sieht alles«, fasst zum Beispiel eine Schülerin zusammen, was die Künstlerin Laura Konjetzky der Klasse über ihren Auftritt erklärt hat. Weil die Bühne nämlich alles sieht, ist es umso wichtiger, sich dort nur auf die Musik zu konzentrieren. Konjetzky ist sehr stolz auf ihre Schüler. Sie selbst sei sehr privilegiert aufgewachsen, erklärt sie. Quasi als Dank für ihre eigene musikalische Ausbildung möchte sie, die nun schon seit vier Jahren in den Musikprojekten des Vereins »Musik zum Anfassen« mitwirkt, anderen ein wenig die Tür zu ähnlich kreativen Wegen öffnen. Aber auch für die Schüler, die später keine Musiker werden, dürfte dieses Projekt rückblickend ein sehr prägendes, erinnerungswürdiges Erlebnis gewesen sein. ||

**MUSIK ZUM ANFASSEN,
ABSCHLUSSKONZERT**
Muffathalle | 1. April | 18 Uhr
www.musikzumanfassen.de

Anzeigen

MÜNCHENER KAMMERORCHESTER — 7.5.2020, PRINZREGENTENTHEATER, 20 UHR
DER GESAMTE ERLÖS DES KONZERTS KOMMT DER MÜNCHNER AIDS-HILFE ZUGUTE
WWW.M-K-O.EU

MKO

14. MÜNCHENER AIDS-KONZERT

ARABELLA STEINBACHER · MICHAEL VOLLE
GABRIELA SCHERER · ALEXEJ GERASSIMEZ
THE KING'S SINGERS · CLEMENS SCHULDT



ECT Bayerisches Staatsministerium für Wissenschaft und Kunst
Landeshauptstadt München Kulturreferat
bezirk oberbayern
BR KLASSIK
münchen aids hilfe

POINT OF RETURN

15.–29.5.2020

MÜNCH-N-R BI-NNAL-FESTIVAL FÜR NEUES MUSIKTHEATER

Mit Uraufführungen von:
Jani Christou, Óscar Escudero, Beat Furrer,
Ole Hübner, Yair Klartag, Anda Kryeziu,
Barblina Meierhans, Belenish Moreno-Gil,
Olga Neuwirth, Samir Odeh-Tamimi,
Younghi Pagh-Paan, Yoav Pasovsky, Fabià Santcovsky, Tobias Schick, Cathy van Eck,
Katharina Vogt, Christian Wolff.

NEW RETURN

Münchener Biennale – Festival für neues Musiktheater
Künstlerische Leitung: Daniel Ott und Manos Tsangaris
Lothstraße 19, 80797 München, T +49 89-280 56 07
info@muenchenerbiennale.de, www.muenchenerbiennale.de
Kartenverkauf ab 30. März 2020 über
München Ticket: www.muenchenticket.de

Veranstalter:
Kulturreferat der Landeshauptstadt München
in Zusammenarbeit mit Spielmotor München e.V.

Landeshauptstadt München Kulturreferat

